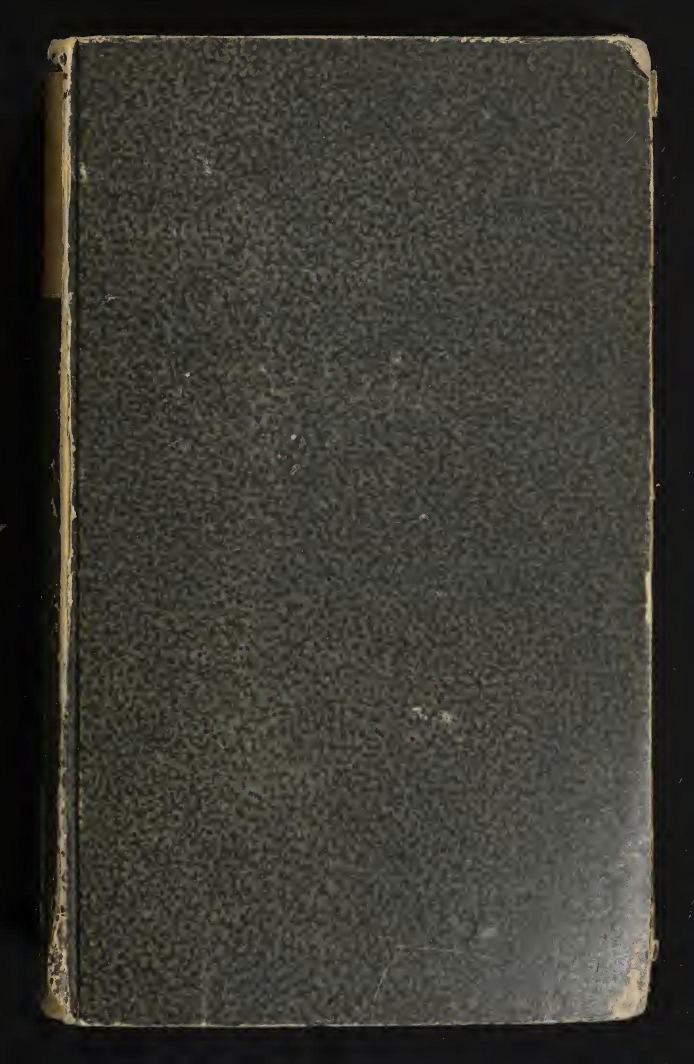


N12<517878200 021



ubTÜBINGEN



Fast alle jungen Leute von über 12 Jahren können die Bibel lesen, die nun vollständig in ihren Händen ist."

In Bezug auf die Bibel in der Volkssprache meldet Miss. Georg Gill unter d. 19. Oct. 1852: „Unsre Bibeln, 1350 an der Zahl, welche Miss. Buzacott im letzten März uns gebracht hat, sind bereits alle vergriffen, und die Leute sind in der That froh, die ganze Heil. Schrift in ihrer Sprache zu besitzen. Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß seit der Vertheilung der ganzen Bibel viele der bisher zügellosesten Leute sich an unsre Classen und Schulen angeschlossen und die Bibel mit großer Bereitwilligkeit gekauft haben. Auch ist die Frucht ihres Lesens unverkennbar und verspricht Bestand zu haben."

II.

Die ostindische Visitationsreise des Inspector Josenhans im Jahr 1851—1852.

(Von ihm selbst beschrieben.)

(Fortsetzung von H. II, S. 139.)

Zweiter Abschnitt. — Visitationsreise in der Provinz Canara.

A. Erster Aufenthalt in Mangalur.

1. Das Erwachen in Mangalur. Die Morgenwanderung. Begrüßung. Meine Wohnung und Einrichtung. Die Balmattha mit ihren Anstalten.

Noch war es Nacht, als mich um ½6 Uhr in der Frühe ein Gesang erweckte, der aus dem anstoßenden Flügel des Gebäudes oben über die Seitenwände meines Gemachs herüber frisch und mächtig in meine Ohren drang. Es war

die Melodie: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Die Katechistenschüler sangen in der Morgenandacht dieses Lied Luther's, des theuern Gottesmannes, canaresisch. Mir klangen die Töne des Liedes diesmal wie Posaunentöne aus dem himmlischen Heiligthum tief in der Seele nach. Fröhlich erhob ich mich von meinem Lager und trat in die Verandah heraus, um der neuen Welt, die mich umgab, zum ersten Mal beim Tageslicht ins Auge zu schauen. Außen war Alles schon lebendig; unwillkührlich aber sucht hier oben auf Balmattha, wenn man in die vordere Verandah heraus tritt oder auf dem freien Platz vor dem Anstaltsgebäude umherwandelt, der Blick des neuen Ankömmlings das Weite. Da zur Rechten, durch einen sanft abfallenden, wohl beschatteten, nischenreichen Thaleinschnitt von uns getrennt, zieht sich ein langgestreckter Hügel hin, derselbe, der uns, weil er um einige Fuß höher als der Balmattha-Hügel ist, gestern draußen auf der See dieses liebe Ziel unserer Missionsfahrt verdeckt hatte. Jetzt präsentirt er uns nun seine hintere Seite; auf seinem Rücken aber erblicken wir wieder den Leuchtthurm und die Wohnungen der beiden Collectoren, die uns Tags zuvor die ersten Grüße von Mangalur zugewinkt hatten. Links im Süden blickt der Netrawaty, der eine der beiden Mangalur-Ströme, als ein bisweilen unterbrochener, bald längerer, bald kürzerer Silberstreifen hinter dem grünen Hügelzug hervor, der parallel mit der Balmattha und der schon genannten dritten Höhe gegen Norden, aber niedriger als diese beiden, hier bei der Stadt Mangalur zum Meere ausläuft. Gerade vor uns zu unseren Füßen liegt, wie man uns sagt, die Stadt, vom Netrawaty bis zur Spitze des rechts von uns vorspringenden Höhenzugs, ja in weitem Bogen um diesen selbst sich herumziehend. Aber außer einigen dem Balmattha-Gehöfte zunächst gelegenen Wohnungen der Eingebornen, der Spitze des Thurms der anglicanischen Kirche und dem Dach des Reisebangalow's drunten bei jenem freien Platz, der den Namen der Esplanade trägt, werden wir hier auf unserm Standpunkt nichts von der beträchtlichen Stadt gewahr,

weil sie unter dem Schatten des Palmenwaldes verborgen liegt, der mit seinen grünen Wellen bis zum Meeresufer hinüber wogt. Im Hintergrunde aber breitet sich vor uns die See aus, die an jenem Morgen im heitersten Licht erglänzte, während der tropische Himmel in wolkenloser Klarheit gleich einem strahlenden Saphyr sich über unsern Häuptern wölbte. Dazu hauchten linde Lüfte mir gleichsam neues Leben zu. Körper und Geist waren in eine Stimmung versetzt, wie ich sie vor und nach niemals empfunden habe. Ein allgemeines Wohlgefühl breitete sich über mein ganzes Daseyn aus; eine tiefe, heitere Ruhe, gepaart mit sanfter, stiller Lebendigkeit, bemächtigte sich meines ganzen Wesens und dauerte dann auch während der ersten Tage an.

Längere Zeit wanderte ich auf dem Balmattha-Hügel umher, mit dem höchsten Interesse die Dinge betrachtend, nach deren Anblick ich mich in den letzten Jahren so oft gesehnt. Die geistige Physiognomie unserer Misssion war mir, wie ich während meiner ganzen Visitationsreise zu meiner Freude erfahren durfte, im Ganzen zuvor schon wohl bekannt gewesen; das äußere Gesicht derselben dagegen fand ich schon in diesem ersten Moment sehr verschieden von dem Bilde, das Berichte und sogar die in Basel vorhandenen Zeichnungen von den äußern Verhältnissen in meiner Phantasie erzeugt hatten.

Indessen überblickte ich an diesem ersten Morgen mehr nur das Ganze, als daß ich das Einzelne näher in Augenschein genommen hätte. Bereits fing die Sonne kräftiger zu wirken an, und das Frühstück stand bereit. Es wurde in der geräumigen Halle eingenommen, welche sich um die süd-westliche Ecke des Anstaltsgebäudes im Halbkreis herumlegt. Sie vertritt die Stelle des Speisesaals der Katechistenschule. Und in der That, es gibt in unsrer Mission wohl schönere Häuser und noch schönere Aussichten, als hier in Mangalur, aber keine so freundliche Halle mehr, wie dieses offene Speisezimmer der Balmattha. Die ganze Aussicht, wie ich sie oben beschrieben, überblickt man von dieser Stelle. Das Dach der Säulenhalle gewährt hinreichenden Schutz

gegen die Strahlen der brennenden Sonne, und von Morgens 10 Uhr bis zum Abend weht uns hier der erfrischende Seewind Kühlung zu. Gegenüber steht in kleiner Entfernung ein stattlicher Mango-Baum, auf dem die blauen Raben, welche in Indien wie die herrenlosen Hunde in ungeheurer Zahl die großen Städte bevölkern, den Augenblick wahrzunehmen pflegen, wo sie sich an der verlassenen Tafel der Missionare niedersetzen können, um unter dem lebendigsten Gespräch die Mahlzeit fortzusetzen.

Hier begrüßten nun die längst angesessenen und die neu angekommenen Bewohner der Balmattha einander mit dem ersten Morgengruß. Auch die Industrie-Brüder, die ihren eigenen Tisch führen, stellten sich ein. Man sang ein frohes Lied und betete. Dann erging man sich in traulichem Gespräch, wie dieß billig ist, wenn die alten und die neuen Heidenboten auf dem gemeinsamen Arbeitsfelde das erste Mal sich zusammenfinden, alte Freunde einander nach Jahren wieder sehen, oder das erste Mal ein Mitglied der Committee auf der Station als Gast eintritt. Die Gesellschaft bestand an diesem Morgen aus 10 Europäern, aus 5 auf Balmattha angesessenen und 3 neu eingetretenen Brüdern, meinem Neffen und mir. Miss. Mögling war damals Senior der Balmattha. Obwohl schon 15 Jahre in Indien, konnte man ihn, wenn man seine Lebendigkeit in der Unterhaltung zum Maaßstab nahm oder nach dem Aussehen urtheilte, für vollkommen frisch und gesund halten. Seine Gesichtsfarbe war so frisch, als die eines Europäers zu Hause; auch sonst hatte sich sein Aeußeres, trotz der Krankheitsstürme, die in den letzten Jahren über ihn ergangen waren, nicht verändert. Dennoch betrug die Zahl seiner Pulsschläge immer noch 120 in der Minute. Auch klagte er sehr darüber, daß seine Kraft in der neueren Zeit immer so sehr schnell sich verzehre und ein Gefühl von Mattigkeit ihn fast beständig begleite. Amtssorgen, übermäßige Anstrengung, insbesondere seine Nachtarbeiten, hatten seine Kraft gebrochen. Und dennoch ertrug er, wie ich später erfuhr, noch so große körperliche Anstrengungen, wie ich sie

niemals zu ertragen vermochte, und war er beständig in voller Thätigkeit. Im Kreis der Brüder, bei Disputationen mit den Eingebornen, in unsern Berathungen, bei Verhandlungen der mannigfachsten Art stellte er noch immer seinen Mann vollkommen; nur in seinen schriftlichen Arbeiten glaubte ich je und je Zeichen geschwächter Kraft zu bemerken.

Ich sollte, wie mir scheint, in meinem Reisebericht meinen Lesern eine Zeichnung der Persönlichkeiten unserer Missionare liefern. Gewiß habe ich den Wünschen der Missionsfreunde so wenig als meiner Aufgabe als Inspector Genüge geleistet, wenn ich die Missionare unserer Gesellschaft der Missionsgemeinde der Heimath nicht auch persönlich näher bringe, was ich eben auch mit durch eine solche Schilderung bewirken zu können hoffen dürfte. Allein es ist dieß eine in mehr als Einer Beziehung höchst schwierige Aufgabe. Dennoch will ich es wagen, in Liebe und Wahrheit wenigstens einen Versuch zu machen. Ich stelle deßhalb gleich hier meinen Lesern die Arbeiter der Balmattha vor, und fahre in meiner Erzählung mit der Entwerfung einiger Züge aus dem Bilde meines alten Freundes Mögling fort.

Mögling ist 42 Jahre alt, Candidat der Theologie, in den königl. württemberg. Seminaren zu Blaubeuren und Tübingen gebildet, schon als Student einer der Tüchtigsten unserer Promotion, durch merkwürdige Führungen fast plötzlich von der Welt zu Christo bekehrt. Er ist eine ziemlich hohe Gestalt von beträchtlicher Corpulenz, nichts desto weniger auch körperlich gewandter, als manche weit muskulösere Naturen. Hervorstechende Züge in seinem Wesen sind eine angeborne Heiterkeit, Gemüthlichkeit, Leutseligkeit und Beweglichkeit. Diese ist gepaart mit schnellem Blick, vielem Witz, unerschöpflicher Erfindungsgabe und außerordentlicher Kühnheit. Eine allseitige wissenschaftliche Bildung und in hohem Grad selbstlose Hingebung an die Sache des HErrn erheben ihn auf den Standpunkt großer Unbefangenheit und Freiheit des Geistes. Vermöge dieser ausgezeichneten Begabung schuf er sich im Verlauf seiner 15jährigen Wirksamkeit einen Wirkungskreis von solcher Bedeutung und

solchem Umfang, wie keiner unserer Missionare. Seine Eigenthümlichkeit, wie sie oben beschrieben wurde, befähigte ihn in ganz besonderm Grade zum Verkehr mit den verschiedensten Classen von Menschen, insbesondere mit den Gebildeten, seyen sie Hindu's oder Europäer. Deßhalb erwarb er sich die ausgebreitetsten Verbindungen mit englischen Christen aus allen Ständen, die ihn ungesucht, wie ich überzeugt bin, aber doch mit einer gewissen Nothwendigkeit zum natürlichen Repräsentanten unserer Mission gegenüber der weißen Bevölkerung Indien's machten. Gleicher Weise war er eine lange Reihe von Jahren, obgleich ohne einen ausgesprochenen Auftrag der Committee, das Organ der Vermittlung zwischen ihr und den verschiedenen Stationen unserer Gesellschaft, wodurch er eine Kenntniß unserer Mission im Allgemeinen sich erwarb, wie sie keiner unserer Missionare besitzt. Aus diesen Gründen hätte er gewiß auch Anspruch auf eine amtliche Stellung dieser Art in unserer Mission, wenn er nur ein klein wenig mehr innere Ruhe und Kraft der Verneinung im Gegensatz gegen zu große Productivität der Phantasie und zu weit gehende Gefälligkeit und Güte gegen andere Menschen besäße.

Nächstdem ist seine linguistische und literarische Tüchtigkeit sowohl von den Europäern als von den Eingebornen anerkannt. Haben in ersterer Beziehung einige unserer Missionare ausgebreitetere Kenntnisse als er, so zeichnet er sich dagegen durch die Reinheit seiner Pronunciation und seine vertraute Bekanntschaft mit dem Geist der ostindischen Sprachen, sowie durch eine besondere Erfindungsgabe bei Umbildung des in den heidnischen Sprachen vorliegenden Materials für Bezeichnung neuer, diesen bisher ganz fremder Begriffe aus. In zweiter Beziehung ist Mögling nicht nur der Begründer der speciell unserer Mission angehörigen canaresischen Literatur für Kirche und Schule, sondern auch der Sammler und Herausgeber *) des zum Studium der

*) Er ist Herausgeber der »Bibliotheca carnataca« in 3 Foliobänden.

canaresischen Sprache nöthigen Materials. Noch glücklicher war Mögling vielleicht auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts, auf welchem er von Anfang bis zu meiner Ankunft in Indien unablässig thätig war. Unter den größten Schwierigkeiten gelang es ihm, nicht allein eine Katechistenschule zu beginnen, sondern auch die in dieselbe aufgenommenen Zöglinge durch seine Liebe, Weisheit und Geduld in derselben festzuhalten und mit einem reichen Schatz der mannigfaltigsten Kenntnisse auszustatten. Nicht unerwähnt darf jedoch auch sein Eifer und Geschick als Missionar im eigentlichen Sinne bleiben. Obgleich mehr als Andere an die Studierstube gebunden, und nicht gerade durch Predigergabe im europäischen Sinne des Wortes ausgezeichnet, durchzog er doch als Reise- und Bazaar-Prediger einen großen Theil unseres Missionsgebiets, und entwickelt er als solcher eine ganz besondere Gewandtheit, wie sie nur solche Kenntnisse und solche Ueberlegenheit des Geistes, wie er sie besitzt, verleihen kann. Was sein religiöses Leben betrifft, so habe ich mich immer wahrhaft erquickt an der Kindlichkeit und Innigkeit seiner Gebete, der Kraft seines Glaubens und seiner Liebe zu den Heiden. Ich sympathisire insbesondere vollkommen mit ihm in dem Bestreben, die Schranken niederzureißen, welche in Indien nicht bloß die verschiedenen Kasten der Hindu's unter einander, sondern auch so oft Europäer und Hindu's selbst in der Missionswelt trennen. In der Theologie verfolgt er, was seine dogmatischen Ueberzeugungen betrifft, eine rein biblische und evangelische Richtung. Dagegen schien er mir in kirchlicher Beziehung eine gewisse Vorliebe für anglicanische Einrichtungen zu haben, und was die Mission betrifft, sich öfters durch die Beschränktheit unserer Verhältnisse, englischer Großartigkeit und Freiheit gegenüber, beengt zu fühlen. Sein Privatleben ist jedoch dessen ungeachtet höchst schmucklos und einfach, seine Lebensweise im eigentlichen Sinn gering, seine Haushaltung, wie dieß bei Junggesellen oft der Fall seyn soll, in mancher Beziehung etwas mangelhaft.

Miss. Würth aus Württemberg, 31 Jahre alt, früher Chirurg, in der Missionsanstalt in Basel gebildet, seit 1845 in Indien, war bis zum Jahr 1850 in Hubli in Südmahratta stationirt gewesen, in Folge der Krankheitsanfälle aber, die Miss. Mögling betroffen hatten, diesem als Mitarbeiter und Stellvertreter an der Katechistenschule in Mangalur an die Seite gestellt worden. Würth ist ein Mann mittlerer Größe und, wie so oft Europäer in Indien, in Folge klimatischer Einflüsse mager und blaß geworden, übrigens gesund und andauernder Anstrengungen fähig, was er ohne Zweifel der strengen Diät und der großen Regelmäßigkeit der Lebensweise, die er beobachtet, zu verdanken hat. Seine körperliche Erscheinung sowohl als seine Anspruchslosigkeit und Einfachheit in der Art, wie er sich kleidet und auftritt, verleihen seinem Wesen für den ersten Augenblick den Charakter der Unscheinbarkeit; nichts desto weniger lernt man in ihm bei näherer Bekanntschaft einen gediegenen Christen und tüchtigen Missionar kennen. Still und bescheiden von Natur, hält er zwar immer etwas an sich, nichts desto weniger ist er nicht bloß sehr wohlwollend und freundlich in seinem Benehmen, sondern, wenn ihm der Mund aufgeht, auch sehr mittheilsam und lehrreich. Er ist vorherrschend verständiger Natur und daher etwas trocken; das aber, was er aus seinem Schatze hervorgibt, ist wirklich gediegen, tüchtig und gesund. Und einen Schatz trägt er in Wahrheit in sich. Er hat mit großem Fleiße dem Studium der canaresischen Sprache und Literatur obgelegen und in beiderlei Hinsicht sich tüchtige Kenntnisse erworben. Ueberdieß hat ihn die Verpflichtung, den Katechistenschülern die Schriften Alten und Neuen Testaments zu erklären, mit der Heiligen Schrift gründlich vertraut gemacht. Allerdings liegt es in seiner Natur, sowohl in seinen Predigten als Unterrichtsstunden sich mehr, als unumgänglich nothwendig ist, selbst zu beschränken; dagegen zeichnet sich sein Vortrag durch Klarheit, Ruhe und Besonnenheit aus. Eigenthümlich ist ihm die Art und Weise, wie er seine Missionswanderungen einrichtet. Zu Fuß, nur mit dem Allernöthigsten versehen,

von einem vertrauten Knechte oder Katechisten aus den Eingebornen begleitet, durchzieht er in kurzen Tagemärschen langsam und geräuschlos, doch überall predigend und Einzelne aufsuchend, mit großer Zähigkeit und stiller Energie sein Ziel verfolgend, ganze Provinzen mit einem verhältnißmäßig außerordentlich geringen Aufwand an Geld und Kraft.

Die neu eingetretenen Missionare Kullen, Kaundinja und Plebst sind meinen Lesern bereits von der Reise her bekannt. Ihren Missionscharakter wird die spätere Missionsgeschichte schildern. Ich erwähne hier nur des Umstandes, daß insbesondere Kullen und Kaundinja seit Jahren mit Miss. Mögling so innig verbunden waren, daß beide Theile in der Stationirung der beiden jungen Missionare auf Balmattha eine besonders freundliche Führung des HErrn erkannten. Daher umschlang denn auch bald diese Männer ein Band der herzlichsten Liebe. Und es war in der That lieblich mit anzusehen, wie Mögling gleich einer Henne seine Flügel über seine jungen Mitarbeiter ausbreitete.

Die beiden ältern Industriebrüder Bösinger und Müller standen, obgleich im Kreis der Missionare als Brüder anerkannt, geachtet und geliebt, doch etwas entfernter, wie mir sogleich auf den ersten Blick klar wurde. Der Grund davon lag jedoch nicht sowohl in der Verschiedenheit der Beschäftigung und der äußern Stellung, als in den damals gerade obwaltenden, später zu schildernden Verhältnissen. Bösinger und Müller, beide vom badischen Schwarzwald gebürtig, waren früher Großuhrenmacher gewesen, später in die Voranstalt eingetreten, und als eine Uhrenmacherwerkstätte in Mangalur errichtet werden sollte, unmittelbar von der Voranstalt aus als Vorsteher dieser Werkstätte (1848) nach Indien hinausgesandt worden. Bösinger lernte ich als einen sehr verständigen jungen Mann von vielem praktischen Geschick und tüchtiger Energie, aber vorherrschend kritischer Natur und etwas schroffem Wesen kennen. Gewiß fehlte es ihm nicht an Fleiß und Eifer (hatte er doch trotz der rheumatischen Leiden, welche ihm das Arbeiten am Feuer zugezogen, unermüdlich fortgearbeitet), dagegen, wie wir

später sehen werden, an Liebe und Vertrauen, Ergebung und Geduld. Sebastian Müller, früher Katholik, dann zur evangelischen Kirche übergetreten, erschien mir als eine mildere und biegsamere Natur. Seine schöne Begabung setzte ihn in den Stand, nicht bloß der englischen und canaresischen Sprache mit größerer Leichtigkeit sich zu bemächtigen, sondern auch von der Großuhrenmacherei zur Taschenuhrenmacherei überzugehen. Dagegen war auch er durch lange andauernde, weil nicht gehörig beachtete Dysenterie, von der ihn indessen Miss. Hebich später heilte, körperlich sehr geschwächt und in nicht geringem Grade durch die Schwierigkeiten, mit welchen die Werkstätten zu kämpfen hatten, entmuthigt.

Der jüngste der Industriebrüder, Johannes Haller, Weber, ein Württemberger, war durch Vater Mögling ausgefunden und in meinem elterlichen Hause durch meinen Schwager und meine Brüder in die Fabrikation und die kaufmännischen Geschäfte für den Zweck der Aussendung nach Indien noch weiter eingeleitet worden. Ich kannte ihn aus diesem Grunde schon vorher persönlich. Im Januar 1851 war er ganz allein nach Indien hinausgezogen, ob er gleich außer dem Deutschen nichts von Sprachen verstand. Bis zu meiner Ankunft in Indien hatte er sich vorzüglich mit der Erlernung des Englischen und Canaresischen beschäftigt, und eben jetzt erst hatte er die bereits vorhandene Weberei übernommen. Auch ihn fand ich bereits von der indischen Sonne gebleicht und um Vieles magerer geworden. Nichts desto weniger war er munter an der Arbeit. Er bewährte sich später als einen eben so verständigen, umsichtigen, seinem Posten allseitig gewachsenen, als bescheidenen, fleißigen, ausdauernden, von Liebe zu den Heiden durchdrungenen Arbeiter in dem ihm zugewiesenen Theile des Missionsfeldes.

Dieß war die europäische Gesellschaft, die auf Balmattha sich zusammengefunden hatte. Noch gehörte aber zu unserer täglichen Tischgesellschaft auch die Bevölkerung der Katechistenschule. Mit Ausnahme von Zweien, die als ver-

heirathete oder ältere Männer eine eigene Haushaltung führten, aßen sämmtliche Katechistenschüler mit ihren Lehrern zusammen, doch so, daß, während die Missionare am Tische Platz nahmen, die schwarzen Brüder bei Seite auf dem Boden saßen und in Hinduweise ihre Speise mit den Händen zum Munde führten. Ich gestehe, daß diese Einrichtung und Sitte mein Gefühl um so mehr verletzte, als ich mich zu den Eingebornen stets hingezogen fühlte, und insbesondere des Anblicks dieser schwarzen Jünglinge mich oft erfreute. Man war der Meinung gewesen, daß es die Zöglinge in die Versuchung führe, sich zu erheben und aus ihrer vaterländischen Einfachheit heraus zu treten, wenn man sie mit den Lehrern an den Tisch sitzen und mit dem Löffel essen ließe. Mir erschien diese Einrichtung bei Männern, welche Gehülfen der Missionare und Lehrer ihres Volkes werden sollten, unverträglich mit dem Gesetz wahrer Liebe und wahrer Bildung. Ich veranstaltete es daher später, daß die jungen Männer, wenn auch nicht andere Kost erhielten, so doch an unsern Tisch gesetzt und ihnen Löffel in die Hände gegeben wurden, nachdem ich erfahren hatte, daß den Lehrern selbst jene Absonderung lästig sey, und die frühere Einrichtung bei Weißen und Schwarzen Vorurtheilen Nahrung gab, welche zu entfernen mir als Pflicht erschien.

Das Frühstück, das die Hindu-Jünglinge einnahmen, besteht in einer Art dünner Reissuppe. Wir Europäer genossen regelmäßig die Einen Kaffe, die Andern Milch und Brod. Fast in allen Missionsgärten unserer Stationen finden sich Kaffebäume. Mehrere bauen, wenn ich mich recht erinnere, ihren ganzen Bedarf an Kaffe. Milch zu erhalten, ist bei dem Mangel an grünem Futter *) meist ziemlich schwierig und eben deßwegen mit verhältnißmäßig großen Ausgaben verbunden. Auf der Balmattha liefert sie der sogenannte Milch-Jakob, ein ehemaliger Knecht Miss. Mögling's, der sich nun auf Balmattha ansäßig gemacht und eine Anzahl Kühe, meist Büffelkühe, herangezogen hat.

*) Wiesen in unserem Sinne gibt es in Indien nicht.

Das Brod ist Waizenbrod von der schönsten Qualität; man findet es bereits in allen Städten, wo Europäer wohnen. Der Waizen wächst in Indien zum Theil selbst in den höher gelegenen Gegenden; er wird sodann auf Handmühlen (aus 2 kleinen runden Steinplatten bestehend) meist von Weibern gemahlen. Die Bäcker sind Eingeborne, die sich in ihrer Kunst, natürlich unter europäischem Einfluß, vervollkommnet haben. Unsere Mission in Mangalur hat neuerdings eine eigene Bäckerei, die mehrere Personen vollständig beschäftigt, und durch eine in Straßburg gefertigte Mühle, die hinaus gesendet wurde, noch einen weitern Aufschwung erhalten soll.

Nachdem wir längere Zeit beisammen gesessen waren, begab sich ein Jeder an sein Tagewerk. Die neuen Ankömmlinge suchten sich einzurichten. Mir waren ein größeres und ein kleineres Zimmer mit der Aussicht auf das Meer, zunächst an der oben genannten Halle, an der südwestlichen Ecke des vordern Flügels, zugefallen. Ich bitte meine Leser, mit mir einzutreten, um ihnen die innere Einrichtung unserer Stationsgebäude zeigen zu können. Wir treten durch eine Flügelthüre mit Jalousieen von der etwa 8 Fuß breiten, mit Kuhmist gefirnißten Verandah in das größere Zimmer ein. Das Zimmer ist etwa 20 Fuß lang und 16 Fuß tief; die Höhe mag 14 Fuß betragen. Die Wände sind ungefähr 1½ Fuß dick, wie man mir sagt, an den Ecken und Thürpfosten von Quadern, im Uebrigen von Erde aufgeführt, getüncht und schön geweißt. Gegen vorne gehen zwei Fenster, das eine zur Rechten und das andere zur Linken des Eingangs; gegen hinten nach dem Hofraum hinaus gleichfalls zwei Fenster. Auf den beiden Seiten befindet sich abermals je eine Flügelthüre, die in das anstoßende Gemach führt. Glasfenster hat das Zimmer keine aufzuweisen, sondern bloß Läden, die an den hintern Fenstern massiv, an den vordern mit beweglichen Jalousieen versehen sind. Die Thüren haben keine Schlösser, sondern Riegel, und wo ein Schloß sich findet, ist es durch die Hitze und Feuchtigkeit unbrauchbar geworden. Der Fußboden

besteht aus einem Aufguß von Muschelkalk, der schön geglättet und ganz mit dünnen Grasmatten bedeckt ist. Die Zimmerdecke bilden Matten von dünn geschlitzten Bambusstäben, welche an ein leichtes Lattenwerk von dickeren Bambusstäben aufgenagelt und so über dem Zimmer ausgebreitet sind. Als Mobiliar befindet sich ein Sopha, dessen Sitz ein hübsches Flechtwerk von Rohr bildet, auf dem ein ziemlich hartes Polster von Kokosnußfasern mit cattunenem Ueberzug ruht. Vor dem Sopha steht ein runder Tisch; an der einen Seite ein zweithüriger Kasten mit Fächern und verrostetem Schloß, an der andern Seite ein einfaches aber niedliches Tischchen zum Schreiben. Außerdem befinden sich im Zimmer eine Anzahl der in Indien allgemein verbreiteten und allein gebräuchlichen Lehnstühle mit geflochtenem Sitz. Alle diese Stücke sind aus schönem, hartem, dunkelbraunem Holz (die Engländer nennen es black wood) massiv gearbeitet und gewichst. Ungeachtet dieselben aber von Calicut herauf gebracht werden, wo allein Meubelschreinereien sich befinden, und einen hübschen Anblick gewähren, sind sie in hohem Grade wohlfeil.

In dem kleinern Nebenzimmer steht ein kleines Tischchen mit einer großen Waschschüssel von Zink und einem ungebrannten irdenen Wasserkrug, eine kleine Kommode und eine Bettlade. Letztere ist eine Art leichten Sophagestells mit geflochtenem Sitz und 4 an den Enden in die Höhe strebenden Stäben. Auf dem Rohrgeflecht ruht eine drei Finger dicke Matraze von Kokosnußfasern; die Stelle des Kissens vertritt ein Polster von gleichem Inhalt. An den 4 Stäben wird zum Schutz gegen die Moskiten ein leichter dünner Vorhang aufgehängt, der nur eine kleine Oeffnung zum Einsteigen darbietet, im Uebrigen das ganze Bett von allen Seiten wohl umschließt. In der Ecke des Schlafgemachs führt eine Thüre in das anstoßende Badezimmerchen, dessen Boden abschüssig gearbeitet ist, so daß das Wasser leicht von selbst abfließt. Hier sehen Sie auf einer kleinen Erhöhung eine Anzahl runder irdener Wassertöpfe stehen, von denen einer etwa 3 Maas fassen mag. Eine Wanne

bedarf man in der Regel nicht. Man stellt sich auf die abschüssige Stelle innerhalb der sie umschließenden Erhöhung und gießt einen der Töpfe nach dem andern langsamer oder schneller über sich hinunter.

In diesen Räumen verlebte ich, freilich mit Unterbrechungen von Wochen und Monaten, im Ganzen 12 Wochen. Anfangs war es mir viel zu dunkel in meinem Zimmer. Zwar ist der Tag in Indien während der trockenen Zeit um so vieles heller als in Europa, daß mir nach meiner Zurückkunft die heitersten Tage düster erschienen. Auch hatte mein Zimmer Oeffnungen genug, um dem Lichte Zutritt zu verschaffen; allein das Dach des Hauses, das zugleich die Verandah hinten und vorne bedeckt, springt nicht allein auf jeder Seite 8 Fuß über die Wände des Hauses hervor, sondern reicht auch bis auf eine Entfernung von etwa 7 Fuß vom Boden herab. Diese Einrichtung ist wegen des Monsun oder der Regenzeit getroffen, wo der Regen, vom Sturmwind fortgeführt, in ungeheuren Massen fast in horizontaler Richtung heranstürmt, und oft die Wände aufzulösen droht, weßwegen die einzige offene Seite der Verandah selbst mit einem Bambusgeflecht verhängt zu werden pflegt. Gewiß aber gereicht sie um so weniger zur Schonung der Augen, als der Gegensatz der Tageshelle dann um so greller wirkt, wenn man ins Freie hinaus zu treten genöthigt ist. Auch daß ich bei offenen Fenstern und Thüren den ganzen Tag da sitzen sollte, wenn ich nicht noch dunkler haben wollte, und daß ich selbst bei Nacht mich gegen die Zugluft nicht sollte verschließen können, war mir höchst ungewohnt und schien mir selbst für die Gesundheit nachtheilig zu seyn. Wirklich ist es für uns Europäer höchst lästig, alle Geschäfte im Angesicht der Vorüberwandelnden und gleichsam auf der Straße verrichten zu müssen; allein, wie Alles, so wird man auch das gewöhnt, und bald wurde ich gewahr, daß man in Indien, statt die Zugluft fürchten zu müssen, vielmehr jedes Lüftchen aufzuschnappen sucht. Während ich in Europa nie bei offenem Fenster hätte schlafen dürfen, schlief ich, als der Thermometer in Mangalur einmal wochenlang selbst

bei Nacht auf 26° Reaumur stand, bei offenen Thüren und Fenstern kaum mit einem leichten baumwollenen Tuch bedeckt.

Natürlich mußten wir nun eben Ostindien möglichst gerecht zu werden suchen. Man steht auf unsern Stationen in Ostindien, wo der Tag um 6 Uhr beginnt und um 6 Uhr endet und zwischen dem längsten und kürzesten Tag nur ein Unterschied von etwa einer Stunde zu bemerken ist, schon vor Tagesanbruch auf. Mir war dieß freilich meist nicht möglich, weil ich der Hitze wegen Monate lang selten vor 1 oder 2 Uhr nach Mitternacht Schlaf finden konnte und den Tag über in hohem Grade angestrengt war. Doch suchte auch ich die Morgenkühle möglichst zu genießen. Wie die Hindus, sobald der Tag graut, zum Wasser gehen, um ein Bad zu nehmen, so ist auch beim Europäer das Baden in der Regel das erste Geschäft des Tages nach dem Morgengebet. Nach dem Bade aber wird ein Spaziergang oder, wenn man stärkere Bewegung nöthig hat, ein Ritt gemacht. Selbst Besuche macht man schon in der ersten Frühe. Zwischen 7 und 8 Uhr wird gefrühstückt und dann gearbeitet. Um 12 Uhr etwa wird in unsern Missionshäusern und Anstalten das Mittagsmahl eingenommen. Das Hauptgericht, welches dabei auf den Tischen unserer Missionshäuser erscheint, bildet der Reis, der in den verschiedensten Formen und Gestalten aufgetragen wird, am häufigsten und liebsten jedoch mit Curry gegessen wird, der selbst wieder in den mannigfaltigsten Variationen erscheint, bald hitziger, bald milder, bald mit Fleisch gemengt, bald mit Früchten. Außerdem kommen jedoch verhältnißmäßig selten einzelne europäische Gemüse vor, wie z. B. Bohnen, gelbe Rüben, Salat, Kartoffeln ꝛc. Fleischspeisen liebt man in heißen Ländern wenig, weßwegen eben auch vorzüglich nur Hammelfleisch und Geflügel genossen werden. Den Nachtisch bilden die Früchte des Landes, deren es Jahr aus Jahr ein eine den Europäer in Erstaunen setzende Mannigfaltigkeit und Fülle gibt. Die gewöhnlichsten sind die Pläntens, (Pisang) die Ananas, die Tschäckfrucht, die Melonen, die Pomelos, die Orangen und die ausgezeichnetste unter allen, die Mangofrucht. In-

dessen ist es nur wenigen Europäern gestattet, von diesen Früchten nach Herzenslust zu genießen; die Meisten haben sich auf ein sehr geringes Maaß dieses Genusses zu beschränken. Für die unschädlichste Frucht werden die Pläntens gehalten, die man eben deßwegen zu jeder Tages- und Jahreszeit angeboten erhält. Als Getränk dient in unsern Missionshäusern das Wasser, was auf allen unsern Stationen gut, nur natürlich nirgends als auf den Bergen so frisch kühl zu bekommen ist, als in Europa, obgleich an vielen Orten eine eigene Vorrichtung zur Kühlung des Wassers vorhanden ist. Wein und Bier, obwohl sie fast in allen Städten verhältnißmäßig wohlfeil zu haben sind, genießen unsere Missionare nur ausnahmsweise. Der Palmwein, den die Eingebornen aus einem wie mit Wasser verdünnter Honig schmeckenden Saft bereiten, welcher aus der Blüthenknospe der Kokospalme, wenn sie beschnitten wird, ausfließt und schnell in Gährung übergeht, wird von Europäern nicht genossen. Was ich indessen hier über die Lebensweise der Missionare bemerke, darf weder auf die Eingebornen noch auf die in Indien residirenden Europäer bezogen werden. Ich finde wohl an anderer Stelle Gelegenheit, über die Lebensweise dieser beiden zu berichten.

Nach Tisch pflegt man Mittagsruhe zu halten und sich durch einen kurzen Schlaf ein wenig zu erquicken. Mir ist es während meines Aufenthalts in Indien außer auf der Reise fast nie gelungen, Nachmittags Schlaf zu finden, und es war mir deßhalb ein ganz possierlicher Anblick, wenn ich bisweilen durch die Räume der Balmattha wanderte und dann den Einen da, den Andern dort, die Schwarzen auf dem Boden, die Weißen auf dem Bette oder auf einem Sopha in süßen Schlaf versunken herumliegen sah.

Nach 2 Uhr geht es wieder an die Arbeit; um 5 Uhr aber wird wieder ein Spaziergang gemacht. Nach demselben wird Thee getrunken, hierauf gearbeitet, die Abendandacht gehalten und wieder gearbeitet oder zu Bett gegangen.

Dieß die Tagesordnung. Was die Kleidung der Missionare betrifft, so besteht sie gewöhnlich aus Wämsern oder

Röcken und Beinkleidern von ungebleichter Leinwand oder baumwollenen blau und weiß carirten Stoffen, und einem breitkrämpigen Hut von dickem Filz, den man bei großer Hitze noch mit einem weißen Turban umwindet, um die Schläfe gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen noch mehr zu schützen, oder einer Art Pickelhauben, aus dem Mark eines Baumes gefertigt. Nur bei Festlichkeiten oder in englischer Gesellschaft erscheint man in schwarzer Kleidung; man sehnt sich aber jedes Mal, derselben wieder los zu werden, weil sie die Wirkung der tropischen Sonne bis zur Unleidlichkeit vermehrt. Trotz der Hitze aber, ja gerade um ihren nachtheiligen Folgen für die Gesundheit zu begegnen, tragen die Europäer meist wollene Unterkleider auf der bloßen Haut, und zwar vom Kopf bis zu den Füßen. Wenige sind im Stande, ganz ohne solche zu existiren. Ich meines Theils bekam jedes Mal, wenn ich sie missen zu können glaubte, nach der ersten halben Stunde Magenweh. So oder so muß man es sich aber gefallen lassen, Tag und Nacht unausgesetzt zu schwitzen, bisweilen mehrere Mal des Tags die Kleider zu wechseln und den Qualen der sogenannten prickle heat (einer Art Hitzblattern, die den ganzen Leib bedecken, übrigens für sehr gesund gehalten werden) unterworfen zu seyn, gegen welche nur das Salben mit heißem Oel Erleichterung gewährt. Daß man unter diesen Umständen mit Unterkleidern und Leibweißzeug wohl versorgt seyn muß, begreift Jedermann. Zum Glück gibt es in Indien längst eine Wäscherkaste, die so schön zu waschen und zu bügeln versteht, wie irgend eine europäische Wäscherin. Diese Eingebornen verrichten ihre Arbeit auch um so geringen Lohn, daß es bis jetzt immer noch als das Vortheilhafteste erschien, sich der Hülfe dieser Leute zu bedienen, ungeachtet bei ihrer Art zu waschen — sie schlagen und reiben das Zeug mit Steinen — das neuste baumwollene Hemd, von Leinenzeug zu schweigen, gleich bei der ersten Wäsche in Trümmer gehen kann.

Schon am Abend unsrer Landung hatte sich die Nachricht von unsrer Ankunft in der Stadt verbreitet. Deßhalb

erschienen schon am Morgen dieses Tages Besuche von verschiedenen Seiten, um uns zu begrüßen. Einige der Aeltesten unsrer schwarzen Gemeinde, unter diesen der greise Simeon und Elieser, der Gemeindeschulmeister, traten bei mir ein. Die größere Zahl der Besuche galt aber nicht uns, sondern Hermann Kaundinja. Die ganze Brahminenschaft gerieth durch sein Wiederkommen in Bewegung. Man hatte ihn für Indien verloren geglaubt. Nun aber war er wieder da, zwar gereifter, aber unverändert. Selbst der violette Turban saß noch auf dem Kopf, wie zuvor; auch der weiße Rock und rothe Shawl stand ihm noch so gut, wie ehemals. Er hatte zwar Hemd, Beinkleider und Schuhe von der europäischen Tracht beibehalten; trotz dieser kleinen Abweichung vom landesüblichen Styl that sich aber denn doch bei seinen heidnischen Freunden und Verwandten eine ungeheuchelte Freude kund. Seine beiden Schwestern insbesondere, obgleich noch Heidinnen, waren glücklich, ihn wieder zu besitzen. Es war in hohem Grade interessant für uns, den Adel der Stadt (denn das sind ja doch die Brahminen) dem neuen Ankömmling seine Besuche abstatten zu sehen. Schaarenweise umlagerten sie denselben in den ersten Tagen vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang. Da war kein Ende des Fragens und Erzählens. 14 Tage ging es so fort. Erst als Kaundinja anfing das Evangelium von Christo zu verkündigen, und zwar nicht bloß im Gotteshause der neu gestifteten Christengemeinde, sondern auch auf öffentlichem Bazaar, an der belebtesten Kreuzstraße der Stadt, im schwarzen Kirchenrock, umgeben von den Zöglingen unsrer Katechistenschule, und Hunderte aufmerksam, bisweilen lautlos, seiner und Miss. Mögling's Predigt lauschten, da erfolgte ein Gebot der Priesterschaft, das Jedermänniglich den Besuch auf Balmattha untersagte, zum Glück aber von Vielen nicht beachtet wurde. Um so unverkümmerter verblieb der christlichen Gemeinde, und insbesondere seinen alten Freunden, die süße Freude des Umgangs mit ihrem Landsmann, dessen inneres Wachsthum durch den

Aufenthalt in Europa sie in aller Bescheidenheit unverholen anerkannten.

Nachmittags langten unsere Koffer an und wir richteten uns ein wenig ein. In den unbesetzten Stunden des Tages durchging ich dann die Räume der Balmattha ein wenig genauer, und sah ich mich auf dem freundlichen Hügel, den wir bewohnten, weiter um. Es mag deßhalb hier der schicklichste Ort seyn, ein Mehreres über die Oertlichkeiten und die Anstalten der Balmattha zu sagen. Stellen sich nun meine Leser mit mir noch einmal auf den freien Platz vor der Südseite des Anstaltsgebäudes. Wir schauen zuerst noch einmal gegen Süden zum Meer hinab; dann aber fassen wir die nähere Umgebung, d. h. den geebneten Halbkreis vor dem Anstaltsgebäude ins Auge, auf dem wir stehen. Er ist der äußerste Rand des Balmattha-Hügels, der, wie wir sehen, gegen Süden, Osten und Westen sanft gegen die Meeresküste abfällt, nach hinten hingegen, wie uns nachher klar werden wird, in das Plateau des dreizackigen Hügelknotens übergeht, der sich zwischen die beiden Mangalurströme hineindrängt. Der Hügel erhebt sich etwa 200 Fuß über das Meer. Er besteht aus einem rothen, bröcklichten Gestein, das man in Indien Laterit zu nennen pflegt und an vielen Orten ganz offen zu Tage tritt. Deßhalb ist er denn auch sehr wenig fruchtbar. Die Ebene auf der Höhe bringt noch gegenwärtig wenig anderes, als dürftiges Gras hervor. Die Abhänge sind spärlich mit Gebüsch und Gestrüpp und niedrigen Bäumen besetzt. Nur in der Nähe der Wohnungen, von welchen ihnen die nöthige Bewässerung zukömmt, gedeihen theils mächtige Waldbäume, theils Fruchtbäume verschiedener Art, wie Pisang, Mangos, Tschäkbäume u. dgl. Dagegen sind die Nischen an den Seitenabhängen des Hügels, in welchen theils die abfließende Feuchtigkeit sich sammelt, theils die von den Regengüssen fortgerissene Erde liegen geblieben ist, nicht allein höchst fruchtbar und mehr angebaut, sondern auch von wahrhaft üppiger Vegetation bedeckt. Dieß ist überhaupt, wie ich

später wahrnahm, der allgemeine Charakter der ganz Canara und Malabar bis zu den Ghats hin allenthalben in dichtester Verschlingung überdeckenden Hügelketten. Es ist also eine falsche Vorstellung, wenn man diese Tropenländer allenthalben von der üppigsten Vegetation strotzend sich zu denken pflegt. In Wahrheit finden sich in Indien die schroffsten Gegensätze neben einander. Sind in den Niederungen und in den Thälern die schönsten Reis- und Baum-Pflanzungen zu finden, welche eine dreifache Ernte gewähren und Jahr für Jahr immer neue und andere Gattungen von Früchten tragen; so liegen die Hügel nicht nur oft völlig unbebaut und öde, sondern sie sind auch stellenweise mit von der Sonne verbrannten Felsentrümmern übersät, wenn sie nicht selbst, oft in weiter Ausdehnung von den mit Blitzesschnelle über weite Flächen sich verbreitenden Bergfeuern abgebrannt, in die Farbe der Trauer und Nacht sich hüllen. Trotz der im Ganzen dürftigen Vegetation auf den Höhen um Mangalur herum sind diese Hügel aber dennoch um ihres zerklüfteten und darum so mannigfaltig gestalteten Charakters willen, abgesehen von der Herrlichkeit, die an ihrem Fuße vor uns ausgebreitet ist, an sich selbst freundlich und interessant zu nennen. Ueberdieß treten dem Europäer, wie überall in der indischen Natur, so auch auf diesen Bergen, die anziehendsten Merkwürdigkeiten entgegen. Selbst in dem verhältnißmäßig engen Raum des Balmattha-Gehöftes bemerkte ich täglich neue Eigenthümlichkeiten der tropischen Welt. Wie so ganz anders fand ich den Baumschlag und die Fruchtbildung dieser Stauden und Bäume. Da war ein gewaltiger Baum mit dem zartesten Blättergefieder; dort trug ein kleines Stämmchen ungeheure Blätter, ähnlich dem Blatt unsers Gartenkohls, oder groß und breit wie der Knabe, der sie begoß. Da wuchs die Frucht in der Größe einer ungeheuern Melone unmittelbar aus dem Stamm des ästereichen Baumes hervor; dort entfaltete die Blüthenkolbe eine Traube von 100 und mehr fingerslangen Früchten. So konnte mir auch nicht entgehen, daß das Grün, in das die tropische Natur sich kleidet, wenn auch frischer und saf-

tiger, doch weit heller sich anschaut, als das Grün unserer Gärten und Wälder, und daß die Blätterkrone, welche die Bäume hier schmückt, meist eine weit geringere Fülle aufzuweisen hat, und einen weit weniger dichten Schatten gewährt, als dieß selbst bei den Fruchtbäumen unserer Gärten der Fall ist. Und letzteres schien mir besonders bei solchen Bäumen der Fall zu seyn, welche ihre Blätter niemals ganz abwerfen, wie dieß doch auch in diesem Lande einzelne Bäume thun.

Wenden wir uns nun aber um und schauen nach Norden, so liegt vor uns die vordere Fronte der Balmattha; denn nicht bloß den Hügel, sondern auch das Anstaltsgebäude selbst heißen wir Balmattha, das ist Belmont, wie Collector Blair dieses ihm früher gehörige Anwesen geheißen haben soll. Das Gebäude ist ein einstöckiges Haus, früher von den aufständischen Coorgs (Kurgs) verbrannt, als ein Trümmerhaufen der Mission geschenkt und von unsern Missionaren wieder aufgebaut. Es hat eine Länge von etwa 120 Fuß, wenn wir die große offene Halle (den Speiseplatz) hinzunehmen, welche sich um die Giebelseite des linken westlichen Flügels herumlegt. Es ist ein stattliches Gebäude, das Imposanteste daran aber ist das mächtige Grasdach,*) welches so weit herunterreicht, daß Thüren und Fenster zu einem guten Theil verdeckt erscheinen. Die Tiefe des Hauses, die hintere Verandah hinzugerechnet, beträgt etwa 32 Fuß. Der ganze Vorderflügel enthält 7 größere und kleinere Gelasse, ein Versammlungszimmer und die Wohnung von zwei Missionaren. Links und Rechts stoßen an die beschriebene Vorderseite 2 Seitenflügel. An der Fronte des linken westlichen Flügels hin zieht sich der breite Fahrweg, der unsern ganzen Compound von Süd nach Nord der Länge nach durchschneidet und ihn in zwei ungleiche Hälften theilt. Der rechte, östliche Flügel hat nach Osten die Aussicht auf einen

*) Jetzt ist auf meinen Antrag, theils wegen der großen Feuersgefahr, theils wegen der alljährlich nothwendigen, vieles Geld und noch mehr Zeit kostenden Reparatur der Grasdächer, ein Ziegeldach an die Stelle des Grasdaches getreten.

von Miss. Plebst eingezäunten, von großen Bäumen beschatteten Hofraum. Dem linken Flügel gegenüber, jenseits der Straße, liegt ein langer, schmaler Streifen Garten, von Miss. Kullen angelegt, dessen Beete die Katechistenschüler in ihrer Erholungszeit bebauen. Der linke Flügel ist noch etwas länger als die vordere Fronte, und enthält einen sehr geräumigen Saal, der als Wohn-, Lehr- und Schlafsaal der Katechistenschule dient, nebst einem Zimmer zur Rechten und zwei zur Linken desselben, welche die beiden Lehrer der Katechistenschule, damals Miss. Würth und Miss. Mögling, jetzt Miss. Kullen und Kaundinja, bewohnen.

Im rechten Flügel befindet sich in der südlichen Ecke, welche an den vordern Flügel sich anschließt, das Comptoir des Factors der Presse, von welchem aus wir durch die eine Thüre in das Local der typographischen und lithographischen Presse, durch die andere in die Buchbinderei treten, welche durch eine das Haus der Länge nach abtheilende Wand von einander unterschieden sind, so daß die Fenster der einen nach dem äußern, die der andern nach dem innern Hofe gehen. Weiter nach Norden befindet sich in diesem Flügel dann ein zur Weberei gehöriges Magazin, und am nördlichen Ende des Flügels endlich die Weberei selbst. Treten wir von hier heraus in den innern Hof, so werden wir gewahr, daß das Anstaltsgebäude ein nach hinten, d. h. gegen Norden offenes Viereck bildet, das indessen durch ein mit dem vordern Flügel, wie mit den nördlichen Giebelseiten der beiden Seitenflügel parallel laufendes, gerade in der Mitte zwischen den beiden Flügelenden erbautes kleineres Haus doch beinahe abgeschlossen ist. Dieses kleine Gebäude war damals die Uhrenmacherwerkstätte, ist jetzt aber zu einem zweiten Webesaal eingerichtet. Hinter demselben, parallel mit ihm, gleichfalls von Westen nach Osten laufend, aber durch einen mit Kokospalmen bepflanzten Hof von ihm getrennt, liegt die Küche der Industriewerkstätten, der ein Gemach angebaut ist, in welchem die Katechistenschüler ihre Habseligkeiten aufbewahren. Der innere Hofraum, welchen die Flügel des Anstaltsgebäudes umschließen, ist sehr geräu-

mig; nichts desto weniger dringt das Schnurren und Klappern der Spuhlräder und Webstühle immer noch störend genug zu den Studierstuben der Missionare und zum Lehrsaal der Katechistenschüler herüber, so daß es eine Erlösung für beide Theile wäre, wenn die Katechistenschule in ein anderes Gebäude verlegt werden könnte: für die Studierenden, weil sie in die Stille kämen, für die Handarbeiter, weil sie sich weiter ausbreiten könnten. Werden die Bäume, welche in diesem innern Hofe gepflanzt wurden, einmal herangewachsen seyn, so wird derselbe den Bewohnern des Hauses eine große Wohlthat seyn; jetzt bedeckt man noch das Haupt, wenn man um Mittagszeit über denselben geht, und wäre es auch nur der Zipfel des Rockes, den man geschwind überzieht. Damals, als wir auf Balmattha einzogen, war eine große Hütte aus Matten in diesem Hofe aufgerichtet, die in drei Abtheilungen demjenigen Theil der weißen Bewohner des Hauses, für welchen keine Zimmer vorhanden waren, Schlafstätten gewähren sollte, was den neuen Ankömmlingen anfangs höchst lustig dünkte, indessen wegen der vierfüßigen Gäste, welche das Lager mit ihnen zu theilen begehrten, bald weniger angenehm war.

Wollen wir unsere Wanderung weiter fortsetzen, so suchen wir wieder den Fahrweg zu gewinnen, der das Gehöfte durchschneidet. Wir durchschreiten den innern Hofraum und gehen auf die nördliche Ecke des linken Flügels zu. Indem wir uns dann um diese herum wenden, bemerken wir, daß die nördliche Giebelseite dieses Flügels durch einen Vorsprung des Hauptdachs mit einem vom linken Hauptflügel getrennten, aber in gleicher Flucht mit ihm stehenden kleinen Haus in Verbindung gebracht ist, das uns beim Hinwegschreiten unter dieser bedeckten Einfahrt zur Rechten liegt. Dieses Haus war damals die Schlosser- und Schreinerwerkstätte. Jetzt ist es das Wohnhaus der Brüder Müller und Haller. Seine vordere westliche Fronte, die zugleich die längere ist, stößt an den breiten Hauptweg, den wir wieder zu gewinnen suchten. Dieser ist von der Einfahrt an, durch welche wir zwischen dem Hauptflügel und dem

Wohnhaus der beiden Industriebrüder herausgetreten sind, nach Norden hin auf beiden Seiten mit jenen weltberühmten Bäumen besetzt, die man Banianen nennt. Es sind jene Bäume, deren Luftwurzeln sonst, wenn sie wohl erhalten werden (was aber hier nicht der Fall ist), in weitem Umkreis sich herniedersenken und, nachdem sie eine Zeitlang als natürliche Stützen der alten Aeste des Mutterstammes gedient haben, als innig mit dem letztern verwachsene und doch selbstständige Stämme neuer Bäume selbst wieder ihre Aeste treiben, um abermals neue Absenker in die Erde einzulegen. Wirklich ist eine Allee solcher gewaltiger Bäume etwas Wundervolles. Wie oft staunte ich in Indien einen solchen Riesen an, dessen Umfang, in Fußen ausgedrückt, manchem unserer Landsleute geradezu ein Mährchen dünken würde. Leider ist die Allee auf der Balmattha sehr verdorben von den Knaben, die seit Jahren sich in ihrem Schatten tummeln. Gegenüber von dem Haus der beiden Industriebrüder, auf der linken Seite der Allee, zugleich etwas tiefer am Abhang des Hügels hinab, liegt ein ganz aus Erde erbautes Häuschen, früher die Wohnung Br. Bösinger's, später Haller's, jetzt zur Weberei genommen; weiterhin in derselben Flucht mit dem eben genannten Hause die Küche der Balmattha-Missionare und Katechistenschule, eine geringe Hütte, in der mit dem, was sie von Einrichtungen und Geräthschaften bietet, ein europäischer Koch sich gewiß ungern entschließen würde, eine Mittagsmahlzeit zu bereiten; endlich wieder rechts von der Allee, mehr entfernt von der Straße und den übrigen Häusern, die frühere Schmied-, jetzt die Schlosserwerkstätte und Färberei, ein kleines Häuschen. Hinter den links vom Wege gelegenen Häusern aber zieht sich eine Erdmauer eine Zeitlang parallel mit dem Wege hin, welche einen großen Theil der westlichen Hälfte des Compounds in ein abgesondertes Gehöfte abschließt. Dieß ist Hrn. Copleston's Anwesen, Eigenthum unserer Mission, aber auf eine Anzahl Jahre an ihn vermiethet und nun auf seine Kosten wesentlich verschönert, zunächst für sein persönliches Vergnügen und seine häuslichen Bedürfnisse, zugleich aber

auch in der freundlichen Absicht, einst nach seinem Abzug der Mission eine erweiterte und besser eingerichtete Behausung statt der ursprünglich von ihm angetretenen Wohnung und einen wohl angelegten Garten statt der unbebauten Wildniß als Geschenk zu hinterlassen. Es ist also für das Katechistenseminar bereits ein Asyl gefunden, wohin es später sich flüchten kann.

Noch ist es aber der Mühe werth, daß meine Leser die Allee weiter mit mir hinabwandeln. Ein Paar hundert Schritte von dem Anstaltsgebäude, nahe am Eingang zu Hrn. Copleston, wendet sich die jüngere Fortsetzung der Allee ein wenig ostwärts, während ein nicht mit Bäumen bepflanzter Weg die gerade nach Norden gehende Fortsetzung des alten Theils derselben bildet. Dieser Weg zieht sich zwischen einer schön beschnittenen, zu einer gewissen Jahreszeit mit kleinen, niedlichen und lieblich duftenden Blumen dicht besäten Hecke einerseits, und einer mehrere Morgen umfassenden Haide andrerseits, bis zum nördlichen Thor des Balmattha-Gehöftes hin, durch das man auf die große, von mächtigen Banianen beschattete Hauptstraße, welche ins Innere der Provinz führt und die Madras-Straße genannt wird, heraustritt und zum Gehöfte Hrn. Anderson's *) gelangt, dessen Eingang dem nördlichen Thor der Balmattha gerade gegenüber liegt.

Die nach Nordosten sich wendende Allee dagegen verläuft sich am Ende des Gehöftes in einen Fußpfad, auf dem wir, uns rechts herüber wendend, zu einer der Nischen des Balmatthahügels hinab gelangen, in deren reichem Schatten um die dort gegrabenen tiefen und weiten Brunnen **) her eine Anzahl Heidenchristen, namentlich die auf

---

*) Hr. Anderson ist erster, Hr. Copleston zweiter Richter am Provinzial-Gerichtshof, der Erstere einer der ältesten englischen Freunde unserer Mission.

**) Diese Brunnen versehen auch die Bewohner der Anstaltsgebäude mit Wasser. Die Anstalten müssen eben deßwegen um der beträchtlichen Entfernung des Brunnens willen einen eigenen Wasserträger halten.

der Balmattha arbeitenden Handwerker, sich niedergelassen haben. Jeder Hausvater bewohnt da mit seiner Familie seine abgesonderte Hütte, die er sich aus Erde aufrichtet und mit den mächtigen Blättern seiner Bäume, die er zusammenflicht, und mit ein wenig Gras bedeckt. Ein solches Häuschen, obwohl vielleicht nicht 20 Fuß lang und, das Dach hinzu gerechnet, vielleicht kaum 15 Fuß hoch, unterscheidet sich aber doch von dem Hause eines heidnischen Hindu wesentlich. Letzterer verbannt das Licht aus seiner Wohnung, so daß man gewöhnlich, von der Straße hereintretend, zuerst eine Weile still stehen muß, bis man endlich sehen kann, wo man ist. Nirgends ist da außer der niedrigen Thüre eine Oeffnung; der Rauch findet seinen Ausweg durch das Dach. Eine Unterscheidung von Kammern ist nicht angebracht. Hier in den Hütten der Christen ist Licht; das Wohnzimmer ist vom Schlafgemach durch eine Mauer getrennt; Küche und Badeplatz ist gleichfalls abgesondert. Man sieht, es ist der Trieb da, Verbesserungen anzunehmen und anzubringen. Jedes Häuslein umgibt ferner eine Anzahl Gartenbeete, in denen Jeder den Bedarf seiner Haushaltung, wenn auch nicht an Reis, so doch an Gemüse und Früchten, erzieht.

Von hier führe ich Sie, beständig die Umfassungsmauer des Gehöftes zur Linken, den Balmatthahügel zur Rechten, in der Richtung nach Süden den Thalgrund entlang bis zum Hause des Milch-Jakobs, der sich ungemein freute, so oft wir einen Besuch in seinem Gehöfte machten. Obwohl bereits ein Graukopf, lief und rannte er daher und davon, nicht wie ein Jüngling, sondern mit der Schnellfüßigkeit eines Knaben, holte einen 3 Zoll hohen Schemel und bat mich, daß ich mich darauf setzen solle; dann kletterte er mit der Hippe in der Hand, wie eine Katze, mit zusammengebundenen Füßen an einer Kokospalme hinauf und ließ eine gewaltige Nuß nach der andern niederdonnern. Bald stand er wieder vor uns und hieb sie nach Landessitte spitzig zu, pickte ein kleines Loch hinein und reichte Jedem eine zum Trinken dar. Nachher, als ich fragte, ob er auch

Vieh habe, lief er in den Stall und begann mit seinen Jungen mit von uns wirklich nie gesehener Behendigkeit eine seiner Büffelkühe nach der andern uns vorzuführen. Es war wirklich eine Freude, ihn da zu sehen. Ein ander Mal aber lief er mir mit allen seinen Knaben auch völlig nackt entgegen, so daß ich ihn zuerst nach seinen Kleidern gehen hieß; und wieder ein Mal sah ich ihn auch in der ganzen Leidenschaftlichkeit eines Orientalen mit seinem Nachbar Peter über den Brunnen streiten, den er für sich allein glaubte in Anspruch nehmen zu dürfen. Endlich noch hundert Schritte weiter gegen Südwest, schräg die Anhöhe hinan, um die Mitte des Hügels, finden wir noch ein Haus, größer als die übrigen Erdhütten, aber doch auch nach Hinduart gebaut; es ist die Wohnung des ungefähr 36jährigen Katechistenschülers Christian Kamsika, eines ehemaligen Brahminen, der an eine in unserer Mission erzogene Halfcast-Tochter verheirathet ist und darum sein eigenes Hauswesen führt.

Hiemit haben wir die Runde um den Hügel vollendet, denn steigen wir noch hundert Schritte weiter aufwärts, so langen wir wieder auf dem freien Platze vor der vordern Fronte der Anstalt an, von der wir ausgegangen sind. Dieß sind die Oertlichkeiten und Räumlichkeiten der Balmattha.

Nun einige Bemerkungen über die Anstalten derselben, und zwar zuerst über die Katechistenschule, Bemerkungen jedoch, die das, was ich in unserm ausführlichen Jahresbericht von 1852, Seite 54 bis 64 bereits mitgetheilt habe, voraussetzen und nicht wiederholen wollen.

Unsre Katechistenschule soll ein Seminar für eingeborne Gehülfen des Predigtamtes seyn. Der Unterricht ist deßwegen seinem Inhalt nach ein vorzugsweise theologischer. Es handelt sich darum, die jungen Männer nicht allein mit der Schrift allseitig bekannt zu machen, sondern sie auch zu einem tieferen Verständniß derselben, sowie zur Schrifterklärung für den praktischen Gebrauch und zur Darstellung der Schriftlehre anzuleiten. Dieß suchen wir durch Lectüre und Erklärung der Heil. Schrift, durch einen gedoppelten Cursus

biblischer Geschichte, einen niederern und einen höhern, so- wie endlich durch Aufsätze und später durch Ausarbeitung von Predigten über biblische Texte zu erreichen. Es wird jedoch dabei nur der canaresische, nicht der hebräische und griechische Text des göttlichen Wortes zu Grunde gelegt, und eine durchaus populäre und höchst einfache Behand- lungsweise des Stoffes in Anwendung gebracht, weil unsere Katechistenschüler zu einem umfassendern und im eigentlichen Sinn wissenschaftlichen Unterricht nicht reif sind, es sich auch vor Allem darum handelt, Gemeinden und nicht theologische Schulen zu gründen. Um indessen den Geist der Schüler denn doch mehr zu wecken und ihnen theils Sinn für Schrift- auslegung, theils die nöthigen Vorkenntnisse dazu, und so auch wiederum Geschick zu mündlicher und schriftlicher Dar- stellung ihrer Gedanken beizubringen, werden sie nicht bloß in ihrer eigenen Muttersprache und Literatur, sondern auch in einer europäischen Sprache und in Verbindung mit bib- lischer Geschichte und Kirchengeschichte in der Weltgeschichte unterrichtet. Die deutsche Sprache wurde gewählt, nicht die englische, theils weil man sie der Versuchung überheben wollte, den Missionsdienst zu verlassen und Civilämter an- zunehmen, theils weil man ihnen den Zugang zu den reichen Quellen der christlichen Literatur Deutschlands zu öffnen und sie mit unsern deutschen Kirchen enger zu verbinden wünschte.

Schon dieser Unterrichtsplan zeigt, wie ganz verschie- den eine solche Anstalt von allen unsern theologischen Schu- len und Schullehrerseminarien in der Heimath ist. Dieß tritt aber noch mehr hervor, wenn man den ganzen Cultur- zustand des Landes und die Entwicklungsstufe, auf welcher unsere christlichen Gemeinden in Indien stehen, ins Auge faßt. Obwohl unter den gebildetern Hindu's mancherlei Kenntnisse verbreitet sind, so sind diese auf unserm Missions- gebiet, wo die europäische Bildung bis jetzt verhältnißmäßig sehr wenig Eingang gewonnen hat, denn doch auf einige Bekanntschaft mit den Sprachen und der Literatur des eig- nen Landes beschränkt. Dazu kommt, daß die Unterrichts-

methode der Eingebornen höchst mangelhaft ist. Es muß also in einem solchen Seminar nicht nur in materieller Beziehung ganz von unten auf gebaut, sondern auch die Lust und Fähigkeit zu gründlicherem und anhaltenderem Lernen und selbstständigerem Denken erst geweckt und gepflanzt werden. Unsere schwarzen Gemeinden sind ferner noch zu jung und zu wenig zahlreich, als daß eine größere Anzahl gebildeter Familien sich an sie angeschlossen hätte, oder im Christenthum gegründetere und erfahrnere Jünglinge in einer größere Auswahl gestattenden Anzahl in ihnen gefunden werden könnte. Dazu kommt, daß jeder District unsers Missionsgebiets seine besondere Sprache redet, das Klima des Berglandes den Bewohnern des Tieflandes nicht zusagt und umgekehrt, und die Lebensweise der verschiedenen Stämme sehr verschieden ist. Ferner kommt in Betracht, daß jeder Missionar, so lange seine Gemeinde klein ist, die Glieder derselben möglichst zusammenhält, weil die Gemeinde selbst seine größte Macht beim Vordringen in Feindesland hinein ist, und daß er die begabtesten Männer selbst am Besten verwenden kann. Ja man muß sogar noch weiter gehen und sagen, daß die Missionare weit mehr lieben, ihre Gehülfen selbst zu bilden, als sich Zöglinge eines Seminars als Gehülfen zusenden zu lassen. Der Lehrer kann also bei Aufrichtung einer solchen Anstalt nicht nur nicht darauf rechnen, von Hause aus unterrichtetere Schüler um sich sammeln zu können, es gelingt ihm oft nicht einmal, die in den Gemeinden wirklich vorhandenen tüchtigern Kräfte an sich ziehen zu können. So sind es in Wahrheit außerordentliche Schwierigkeiten, mit welchen eine solche Anstalt in ihrer Entstehung zu kämpfen hat. Auf der andern Seite ist die Zeit des ersten Aufkeimens einer solchen Pflanzung auch in mancher Beziehung eine besonders schöne und gesegnete Zeit. Eltern und Söhne wissen noch nicht, wie sich die den Schülern einer solchen Katechistenschule eröffnete Laufbahn weiter gestalten wird. Deßhalb ist es ihnen zwar schwer, sich zu orientiren und den rechten Weg zu finden; sie versteigen und verirren sich da und dort; aber es sind

auch noch keine eigentlich abschreckenden Beispiele, keine Vergleichungen, keine Berechnungen, keine Antipathieen gegen den Stand, keine Klagen über unzureichende Besoldung und, was etwas Großes ist, kein Corporationsgeist, kein Standesbewußtseyn da. Mit Einem Wort, es ist noch der Reiz der Jugend, eine gewisse Jungfräulichkeit über das Leben einer solchen Anstalt ausgegossen. Beide Seiten der Wahrnehmung boten sich mir bei der Betrachtung unserer Katechistenschule dar. Die erste Promotion, die ich noch traf, und deren Vertheilung über das Land ich selbst leitete, war gewissermaßen zusammengerafft aus allen vier Winden. Es waren 2 Brahminen da, aber doch mehr Leute aus den niedersten Kasten. Die Schüler waren theils Halfcasts, theils übergetretene Söhne katholischer Familien; die eigentlich aus der Gemeinde hervorgegangenen Jünglinge gehörten einzig der Mangalurgemeinde an. Die Zahl war früher größer gewesen; Mehrere giengen daraus; es waren nur noch 9 Schüler. Was die Begabung derselben betrifft, so war unter denselben ein sehr beträchtlicher Unterschied, so daß man sie wenigstens in unsern europäischen Seminarien nicht in Eine Promotion zusammen genommen hätte. Auch die Haltung der Leute im Leben war sehr verschieden; war doch der Aelteste vielleicht 13 Jahre älter als der Jüngste. Gleicherweise war in religiöser Beziehung der Eine ernster, fester, gegründeter als der Andere. Doch war das Leben der Katechistenschüler, wie ich glaube, auch in dieser Beziehung ein getreues Abbild der Entwicklungsstufe, auf welcher das Leben unsrer Christengemeinde in Indien dermalen noch steht. Bei aller Schwachheit, welche sich an diesen Jünglingen wahrnehmen ließ, war doch ein reeller Kern göttlichen Lebens da; bei aller Verschiedenheit ließ sich doch ein gewisses Maaß von Gaben des Geistes erkennen, das nach Oben und nach Unten Keiner überschritt. Daß z. B. Einer ins Heidenthum zurücksinken würde von diesen Jünglingen, und zwar nicht bloß im Leben, sondern auch in seinem Denken, dieß halte ich bei dem Grad von Einsicht und christlicher Erfahrung, die sie haben, schlechthin für unmög-

lich, wenn ich auch gerne zugebe, daß sie über die Gefahr sittlichen und religiösen Zerfalls noch weniger erhaben sind, als Tausende in der abendländischen Christenheit, die einen schönen Anfang im Glaubensleben gemacht haben und doch wieder rückwärts gegangen sind. Auf der andern Seite war auch kein Einziger in der ganzen Classe, in dem man schon während seines Aufenthalts in der Schule einen Mann von besonderem Geist und besonderer Kraft hätte erkennen können. Alle aber hingen mit so inniger Liebe an ihren Lehrern, daß ich zweifle, ob irgend Jemand in der Welt ihnen theurer war, und verkehrten mit denselben in einer so unbefangenen und bis in die Tiefe gehenden Offenheit, wie man sie in der Heimath, wenigstens in den öffentlichen Anstalten, gewiß selten findet. Was die Kenntnisse der jungen Männer betrifft, so füge ich dem in dem Jahresbericht von 1852 Gesagten hier nur noch das hinzu, daß sie durch den Unterricht, welchen sie in Geographie, Welt- und Kirchengeschichte erhielten, mit Europa und seinen bürgerlichen und kirchlichen Verhältnissen so vertraut geworden sind, wie es sehr viele Volksschullehrer der Heimath nicht sind; daß ihnen die Geschichte der Reformation und die Unterscheidungslehren der katholischen und protestantischen Kirche so wohl bekannt sind, daß sie von ihrer protestantischen Ueberzeugung klare Rechenschaft zu geben wissen; daß sie in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments so bewandert sind, daß sie nicht bloß einzelne Stellen derselben verstehen und zu erklären wissen, sondern auch den Inhalt und Gedankengang ganzer biblischer Bücher darlegen können. Mit Einem Wort, ich habe von dem Stand unserer Katechistenschule den Eindruck bekommen, daß weniger unterrichtete Missionare schlechthin nicht im Stande wären, neben diesen jungen Männern eine hervorragende Stelle einzunehmen.

Die während meines Aufenthalts in Indien neu aufgenommene Classe unterscheidet sich von der abgegangenen dadurch, daß sie, wenn ich so sagen darf, mehr aus Einem Guß ist. Die frühern Zöglinge waren vorher Schüler der früher auf Balmattha bestandenen Knaben-Erziehungsanstalt

gewesen, aber zu verschiedenen Zeiten in diese eingetreten. Die jetzigen Katechistenschüler hatten bisher einem praktischen Beruf gelebt und traten Alle zu gleicher Zeit in die Katechistenschule ein. Die abgegangene Classe war theils in reiferem Alter aus dem Heidenthum, theils im Knabenalter aus der katholischen Kirche übergetreten; die neue Classe besteht mit Ausnahme einiger Wenigen aus Söhnen länger übergetretener Familien. Auch der Altersunterschied ist bei den Neueingetretenen geringer als früher. Endlich trat die jetzige Classe mit Ausnahme einiger Weniger besser vorbereitet und in christlicher Beziehung gereifter ein. Eben deßwegen ist zu hoffen, daß diese Classe noch tüchtigere Fortschritte machen und brauchbarer sich erweisen werde, als die erste.

Das äußere Leben der Katechistenschüler ist durch eine Hausordnung geregelt, welche ich dem mehrerwähnten Bericht einverleibt habe.

Ist die Katechistenschule von unsern europäischen Seminarien sehr verschieden, so sind es die Werkstätten fast noch mehr. Der Hindu hat eine ausgesprochene und entschiedene Vorliebe für die Beschäftigung mit geistigen Dingen. Die Handarbeit, insbesondere anstrengende Verrichtungen, flieht er. Viel lieber, als daß er das Land baut oder ein Handwerk lernt, wird er Bedienter, am liebsten Schreiber oder Beamter. Viele Künste und Gewerbe endlich sind derzeit in Indien noch nicht bekannt; manche werden erst in unsern Tagen eingeführt. Dazu kommt die mit dem Kastenwesen nothwendig verbundene Verknöcherung des Lebens. Nicht alle Handwerker, aber viele, bilden eine eigene Kaste, und nur wenige Kasten sind in Beziehung auf die Wahl ihres Lebensberufes frei. Schon deßhalb konnte sich das gewerbliche Leben nicht freier entfalten; nun drückt aber auch noch die europäische Concurrenz auf viele Gewerbe. Die Weberkaste z. B. wurde durch die Einfuhr englischer Fabrikate finanziell beinahe völlig zu Grunde gerichtet. Die Baumwolle wird nach Europa geführt, dort gesponnen und kommt als Garn oder verarbeitet wieder nach Indien hinaus. Das-

selbe ist mit der Seide der Fall. Schon diese Verhältnisse könnten die Christen des Abendlandes bestimmen, unsern Christengemeinlein in gewerblicher Beziehung unter die Arme zu greifen. Wir könnten es aber vielleicht der englischen Regierung oder englischen Privaten überlassen. Es handelt sich jedoch nicht bloß um eine Verbesserung der Existenz, sondern einerseits um die Gewinnung einer Existenz bei allen durch den Uebertritt zum Christenthum brodlos gewordenen, andrerseits um praktische Einführung christlichen Geistes, christlichen Fleißes, christlicher Sparsamkeit, christlicher Rechtschaffenheit in die Werkstätten und den Geschäftsbetrieb der Neubekehrten, beziehungsweise um directe Förderung der Mission. Dieß ist das Ziel, das unsere Missionswerkstätten verfolgen. Indessen ist hier nicht Noth, davon weiter zu reden; was hier über die gewerblichen Verhältnisse in Indien gesagt wurde, soll nur dazu dienen, meinen Lesern das, was ich über unsere Missionswerkstätten zu sagen im Begriff bin, verständlich zu machen.

Ich führe sie zuerst in die Abtheilung der lithographischen und typographischen Presse. Die letztere wurde erst während meines Aufenthalts in Indien eingerichtet. Miss. Plebst ist einzig für diesen Zweck hinausgesendet worden. Die lithographische Presse besteht schon seit einer Reihe von Jahren. Zehn Männer fand ich an derselben angestellt. Keiner derselben hatte die Kunst früher verstanden; jetzt vollziehen sie ihr Geschäft mit ziemlicher Pünktlichkeit und Fertigkeit. Die Arbeiten, die sie liefern, sind indeß bloß Autographieen. Einige Brahminen (Heiden) sind als Schreiber thätig und bringen das Manuscript mit wirklich geschickter Hand auf das Wachspapier. Die Drucker (eingeborne Christen) ziehen es ab auf die Steine, tragen die Farbe auf und bringen den Druck fertig. Andere sitzen auf dem Boden herum und falzen die Bogen auf einem niedrigen Tisch. So wurde nicht allein das Neue Testament in Tulu (auf Kosten der Basler Bibelgesellschaft), sondern auch einzelne canaresische Bibeltheile, das canaresische Kirchengesangbuch, die biblische

Geschichte und vieles andere, namentlich aber die bibliotheca carnataca in 3 Foliobänden gefertigt (siehe Jahresbericht 1852). Trotz dem verhältnißmäßig geringen Lohn der Arbeiter kamen diese lithographischen Arbeiten aber dennoch ziemlich hoch zu stehen; überdieß können die Autographieen keine Vergleichung mit gedruckten Büchern aushalten. Darum war es ein sehr schönes und höchst dankenswerthes Anerbieten, das ein edler deutscher Freund unserer Gesellschaft machte, im Fall der Einrichtung einer typographischen Presse die Mittel zum Schnitt und Guß eines größern und eines kleinern canaresischen Alphabets darreichen zu wollen. Die Typen wurden in Basel geschnitten und gegossen; es war eine sehr schwierige und eben so sehr kostspielige Arbeit, wie Jeder leicht begreift, der da weiß, wie viel Kenntnisse und Geschmack dazu gehören, ein bisher nur geschriebenes Alphabet typographisch festzustellen. Dennoch gelang es Miss. Mögling in Verbindung mit Miss. Weigle und Plebst in dem Grad, daß wir sagen dürfen, die früher von den Engländern gefertigten Typen halten keine Vergleichung mit diesen neuen aus. Miss. Plebst richtete nach unsrer Ankunft in Indien zuerst das Local, dann die ihm vorangegangene Dreimännerpresse her, und im Anfang 1853 wurde die erste Schrift, unser englischer Jahresbericht (denn auch mit englischen Typen wurde die Druckerei von uns ausgestattet), auf derselben gedruckt. Die Herstellung eines gehörig hellen Locals auf der Balmattha war wegen der Ungeschicklichkeit der Handwerker eine sehr schwierige Aufgabe. Es mußte im Grasdach ein Fenster angebracht werden. Wochenlang dauerte es, bis es eingesetzt war; und als es eingesetzt war, hielt es kein Wasser; es mußte wieder abgenommen und abermals eingefügt werden. Einem Europäer ist dieß rein unfaßlich; in Mangalur aber wäre, wenn Miss. Plebst nicht von Hause aus Mechaniker wäre, diese einfache Vorrichtung schlechthin nicht zu Stande gekommen.

Begeben wir uns weiter in die Buchbinderei, so finden wir dort 5 Personen beschäftigt. Der Meister, Lucas, war früher Katechistenschüler, mußte aber entlassen werden. Als

Buchbindermeister stellt er seinen Mann. Von keinem europäischen Meister unterrichtet, vervollkommnete er sich selbst in seiner Kunst in dem Grade, daß er nun nicht allein sauber und reinlich in Leder bindet, sondern auch im Vergolden es zu schöner Fertigkeit gebracht hat. Er hat deßwegen die Freude, nicht bloß von der Mission, sondern auch von den englischen Beamten beständig Arbeit zu erhalten. Einer der Gesellen ist ein Chinese, der als Knabe im letzten chinesischen Krieg einem englischen Offizier wesentliche Dienste leistete und, verlassen von aller Welt, von diesem nach Indien mitgenommen und unsern Missionaren übergeben wurde, die ihn im Evangelium unterrichtet und getauft haben. Er ist, wie alle Chinesen, ein geschickter und fleißiger Arbeiter. Indessen ging es auch in der Buchbinderei nach Hinduweise zu. In Europa regiert Ein Buchbinder mit Leichtigkeit den Hobel beim Beschneiden der Bücher; hier stellen sich zwei daran und vollziehen das Geschäft mit einer Langsamkeit, daß ich oft darüber lächeln mußte. Mit Freuden bemerkte ich aber, wie unter der Leitung unsres lieben Factors die Presse und Buchbinderei von einem Tag zum andern ihrer Bestimmung mehr entsprach.

Die Uhrenmacherwerkstätte wurde für diesen besondern Zweck von Br. Müller erbaut, und ist ein sehr freundliches, helles Local. Im Uebrigen sah es hier nicht anders aus, als in jeder europäischen Werkstätte dieser Art. Als ich damals eintrat, war gerade eine Thurmuhr für die englische Kirche in Arbeit. Sonst wurden meist Taschenuhren reparirt. Das kleine Magazin war noch mit einem schönen Vorrath von Schwarzwälderuhren assortirt, welche vollendet und verkauft werden sollten; auch eine Anzahl Taschenuhren war vorräthig. Ich fand die Bücher, die Casse und Alles in Ordnung; nur der Schimmel, der auf den Uhren im Magazin stand, deutete mir die Schwierigkeiten an, mit welchen diese Werkstätte zu kämpfen hat. Die Zahl der Arbeiter war gering. Außer dem Meister, Sebastian Müller, waren nur 2 Hindukn aben als Lehrlinge hier beschäftigt, und von diesen starb während meines Aufenthalts in Indien

der Eine. Die Hoffnung, daß durch diese Werkstätte unter die Eingebornen ein nährender Geschäftszweig eingeführt werde, schien also nicht in Erfüllung zu gehen. Indessen war, wie wir später sehen werden, nicht der Mangel an Käufern von Uhren das Haupthinderniß. Persönlich und schriftlich stellten sich solche ein. Ich glaubte sogar zu bemerken, daß keine der Werkstätten so fleißige Besuche erhielt, als die Uhrenmacherei. Besonders die Katholiken stellten sich fleißig ein; darunter der Bischof und der päpstliche Legat. Wahrscheinlich wirkte dabei aber auch das mit, daß unser Meister früher der katholischen Kirche angehört hatte.

Die Schlosserei und Schreinerei, welcher Br. Bösinger vorstand, beschäftigte eine ziemliche Anzahl Männer und Jünglinge; die meisten von diesen waren jedoch Heiden. Dieß hatte seinen Grund theils im Mangel an tauglichen Leuten unter den Christen, theils in dem Wunsch, eine bessere Schlosser- und Schreiner-Werkstätte in Mangalur zu besitzen, theils endlich in dem Vorhandenseyn der verschiedensten in diese beiden Fächer einschlagenden Bestellungen. Mangalur, obwohl eine Stadt von 36—40,000 Einwohnern, ist in gewerblicher Beziehung weiter zurück als viele Städte auf unserm Missionsgebiet. Die Tululeute haben im Allgemeinen weit weniger Sinn und Geschick für Gewerbe, als andere Stämme. Gerade diese beiden Gewerbe aber, die man doch nirgends entbehren kann, stehen hier noch auf der niedrigsten Stufe der Entwicklung. Der Schlosser ist zugleich Schmied und Gießer ꝛc., der Schreiner zugleich Zimmermann und Wagner. Man kann den Arbeitern natürliche Fähigkeit nicht absprechen; aber theils ihre mangelhaften Werkzeuge, theils ihre Langsamkeit, Bequemlichkeit und Indolenz, theils ihre Unwissenheit sind der Grund davon, daß sie wenig zu Stande bringen. Ich habe oft die Schreiner bei ihren Arbeiten beobachtet. Da saßen sie auf dem Boden, mit den Füßen die Bretter haltend, die sie bearbeiteten, die Schultern beim Hobeln zwischen den Knieen hin und her bewegend. Sollten sie an der Hobelbank ste-

hen, so war ihnen dieß höchst unerwünscht. Statt mit der Säge ein Brett oder einen Balken zu zerschneiden, meißelten sie die Theile viel lieber mit dem Stemmeisen entzwei. Das Bedürfniß einer Verbesserung in diesen Arbeitszweigen war also entschieden vorhanden. An Arbeit fehlte es nicht. Es wurden Tische, Bänke, Wagen, Webstühle und allerlei Eisenarbeiten gefertigt. Die wenigen christlichen Lehrlinge, namentlich Einer, versprachen tüchtige Arbeiter zu werden. Leider waren sie, was ihren Charakter betrifft, weniger zuverlässig. Die Einnahmen dieser beiden Werkstätten waren zwar nicht befriedigend, es war aber gewisse Aussicht vorhanden, daß wenn einmal christliche Arbeiter an die Stelle der Heiden treten könnten, es in dieser wie in allen andern Beziehungen besser werden würde. Meister Bösinger war zwar von Hause aus kein Schreiner, überdieß konnte er die schweren Arbeiten am Feuer in Indien wohl nicht lange selbst besorgen; er verstand aber von Schreinerei doch genug, um bessere Arbeiter in Holz heranzuziehen; und die schwerern Arbeiten am Feuer konnten später durch Eingeborne geschehen. Ueberdieß wäre die Arbeit nicht ausgegangen. In den letzten zwei Jahren bedurfte man auf Balmattha beständig der Holz- und Eisenarbeiter. Dennoch mußten, wie wir später sehen werden, diese beiden Werkstätten aufgehoben werden.

Die Weberei war früher schon von Miss. Metz begonnen worden. Sie schien ein zweckmäßiges Mittel, brodlose Christen zu beschäftigen. Ueberall in Indien gab und gibt es noch Weber. Die Weberei war sogar beliebt; sollte sie aber jetzt noch ihren Mann nähren, so mußten Stühle und Muster verbessert werden. Der Hinduweber sitzt auf dem Boden, die Füße in ein Loch steckend; seinen Zeddel spannt er, so lang er ist, in seinem Weblocal aus; die Schifflein schiebt er langsam mit der Hand durch die Fäden. Will er einen Rand oder eine Figur bei seinem Gewebe anbringen, so bedarf er dazu der verschiedensten Vorrichtungen, die ich nicht zu beschreiben im Stande bin. Miss. Metz suchte daher, die Stühle zuerst zu verbessern; allein die erste Auflage

der verbesserten Stühle war denn doch noch sehr unvollkommen. Br. Haller erst fing an, die Weberei nach europäischem Styl einzurichten. Dabei kam ihm sehr zu Statten, daß er sein Gewerbe so vollständig nach allen Seiten und Richtungen versteht, daß er Alles selbst anzugeben, selbst zu fertigen im Stande ist. Ungeachtet auch er mit allen Schwierigkeiten der ostindischen Verhältnisse zu kämpfen hatte und noch hat, gelang es ihm eben deßwegen, bei der großen Ruhe und Beharrlichkeit, mit der er zu Werke geht, ein Hinderniß um das andere zu beseitigen und Monat für Monat seinem Ziel näher zu kommen. Es ging während der ersten Zeit meines Aufenthalts in Indien noch sehr langsam und ungeschickt bei den Webern zu; nach 7 Monaten spulten, zeddelten und woben die Leute in europäischer Manier. Noch ging es langsam, Einzelne mußten als unfähig und träg entlassen werden; Andere aber arbeiteten doppelt so viel, als früher. Die Leute freuten sich ihrer Fortschritte, faßten Muth und neue Zuversicht zu diesem in Indien herabgekommenen Gewerbe, und es war Hoffnung, daß die Weberei sich selbst erhalte und einer größern Anzahl von Männern, Jünglingen, Knaben, Frauen und Mädchen ihren Unterhalt sichere.

2. Der erste Besuch in der Stadt. Das Missionsgehöfte in Niraschwale. Der Gang durch den Bazaar. Die englische Schule.

Den 16. Oktober ging ich das erste Mal in die Stadt hinab. Es gibt von Balmattha zwei Wege zur Stadt. Der Eine zieht sich in dem Thaleinschnitt zwischen Balmattha und dem Flagstaff hinab. Es ist dieß die schöne, sehr belebte Mercara-Straße, auf welche wir durch das hintere Balmattha-Thor hinaustraten. Dieß ist der weitere Weg, weil man da in weitem Bogen einen Theil unsers Gehöftes zu umgehen hat. Der nähere Weg läuft in dem links von der Balmattha liegenden Thalgrund hinab. Auf diesen gelangen wir durch das südliche Thor unseres Gehöftes. Auch er mündet, jedoch später, beim Fischmarkt, in die große

Madras-Straße, welche die ganze Stadt durchschneidet und bis zum Meere hinab reicht. Beide Straßen sind, obgleich die eine 40 bis 60, die andere 20 bis 30 Fuß breit ist, nicht gepflastert, oder mit Steinen geschlagen, sondern, wie alle Straßen, die ich in Indien gesehen, schön geebnete, mit Seitengräben versehene Erdbahnen. Nichtsdestoweniger sind beide ziemlich gut zu nennen. Der Grund, weil ein mit kleinen Steinchen und Muschelresten reichlich gemischter Lehmboden, ist in der trockenen Zeit sehr hart und selbst in der Regenzeit alsbald wieder abgetrocknet. Da die Zahl der Fuhrwerke in Indien sehr gering ist und die Wagen selten schwer beladen werden, sieht man nur sehr selten ein Fahrgeleise. In der heißen Zeit gibt es freilich auf solchen Straßen sehr viel Staub. In Mangalur wurde dieser jedoch immer wieder durch reichliche Begießung gedämpft, welche jeden Tag auf öffentliche Kosten zu geschehen pflegt. Treten wir nun den Weg in die Stadt an, so führt uns die bereits genannte, schönere Straße zunächst vom Balmattha-Thor hinweg, zwischen den zwei Erdmauern der angränzenden Gärten hin, in welchen die Hütten, zuweilen Häuser, der Eingebornen unter dem Schatten der Bäume zerstreut umherliegen, dann in ein schmales, anmuthiges Thal hinab, welches rechts und links von dem gemauerten Damm, auf welchem die Straße sich hinzieht, mit fruchtbaren Reisfeldern prangt, die, wie die Wiesen in Europa, alle Thalgründe dieser Küste schmücken und in ihrem frischen, hellen Grün zum Schönsten gehören, was diese Länder aufzuweisen haben. Solcher lieblichen Niederungen und Seitenthälchen, immer mit Reisfeldern überdeckt, finden sich mehrere im Weichbild der Stadt, und sie bilden einen der schönsten Züge im Bilde Mangalur's. Jenseits des eben beschriebenen Thales steigt die Straße wieder einige Fuße an, und während die Baumgärten zu unserer Rechten sich allmählig gegen die Hügel hinauf ziehen, fällt das Land zu unserer Linken eher ein wenig gegen den Fluß hin ab. Auf dieser Seite, zunächst an der Straße, liegt ein Garten, der Pfarrgut einer katholischen Kirche ist. Sind wir näm-

lich einige hundert Schritte weiter vorwärts gegangen, so erblicken wir zu unserer Linken einen freien Platz, ein mit einzelnen Bäumen bepflanztes Dreieck von ziemlicher Größe, an dessen rückwärts gegen die Balmattha schauender schmaler Grundlinie, zunächst uns, hart an der Straße, die Pfarrwohnung eines katholischen Priesters, ein ziemlich geräumiges Haus, das jedenfalls für Einen Mann mehr Raum darbietet, als das Gelaß eines unserer Missionare, und an dieselbe anstoßend eine der drei katholischen Kirchen liegt, welche Mangalur besitzt. Die Kirche ist, verglichen mit den Kirchen des Abendlandes, unbedeutend, kleiner als viele Dorfkirchen der Heimath, ohne Thurm, im Zopfstyl erbaut, weit nicht hinreichend, die mehr als 2000 Seelen zu fassen, welche in dieselbe eingepfarrt seyn mögen; verglichen mit unserer Missionskirche aber allerdings stattlich zu nennen. Der Priester ist, wie alle katholischen Priester der Stadt, mit Ausnahme des Bischofs und des Legaten, ein Eingeborner. Ich habe ihn mit Wissen nie gesehen. Dagegen sah ich öfters an Sonntagen seine Gemeindeglieder in Haufen zur Messe gehen. Es sind ehemalige Heiden, aber keine Neubekehrten. Der Name, den das Volk ihnen gibt, ist Romaieru, d. i. Römer. Sie sind die Nachkommen der schon vor zwei Jahrhunderten während der Portugiesen-Herrschaft oft mit Gewalt zum Romanismus bekehrten Hindu's. Unsere Missionare versichern, diese Leute unterscheiden sich in Beziehung auf ihre Kenntnisse vom Christenthum nicht allein, sondern auch in Beziehung auf ihr religiöses Leben, wenig oder gar nicht von den Heiden; ihre Priester seyen im höchsten Grad unwissend und indolent. Thatsache ist, daß sie nicht allein in Mangalur, sondern auch in allen den Städten an unserer Küste hinab, wo sie sich finden, unter den Heiden sich wenig oder gar nicht ausbreiten, im Gegentheil manchen ihrer Glaubensgenossen durch den Uebertritt zur evangelischen Kirche verlieren. Thatsache ist, daß die Heiden den Marien- und Heiligendienst derselben ihrem Götzendienst gleich achten; daß sie laut äußern, wenn sie ihre väterliche Religion verlassen sollen, wollen sie nicht Götzen mit Götzen vertauschen.

Wie es um diese katholischen Christen steht, ist auf eine höchst bezeichnende Weise in einer unter ihnen herrschenden Sitte abgebildet, die man an jedem Sonntage wahrnehmen kann. Die Frauen kommen alle in einem weißen Gewande zur Kirche. Dieses wird aber nur über den schmutzigen Werktagsrock hergezogen. Oft tragen sie das Sonntagskleid in einen Bündel gebunden auf dem Kopf; auf jenem freien Platz vor der Kirche aber werfen sie das Sonntagskleid über sich her. Da stehen sie in langen Reihen im Freien und gürten das Sonntagsgewand um, das sie über Kopf und Arme zusammenziehen, so daß nur die Augen und Nasenspitze sichtbar wird. Nach dem Gottesdienst aber wird das Kleid wieder abgelegt und zusammengepackt. Es ist ein Fortschritt und in mancher Beziehung ein Vortheil, daß die Katholiken über die heidnische Tracht hinaus gekommen sind und eine eigenthümliche Kleidung erhalten haben. Auch die Männer kleiden sich anständiger und besser als die Heiden. Sie tragen einen weißen Rock, während die Heiden den Oberleib sehr häufig unbekleidet lassen oder nur ein fliegendes Tuch umwerfen. Allein wie jener weiße Ueberwurf, den die Frauen über das Werktagskleid herziehen, den Werktagsschmutz nicht entfernt, sondern bloß verdeckt, so begnügt sich die römische Kirche, wie überall, so auch hier, in religiöser Beziehung mit einem christlichen Ueberzug über das heidnische Wesen, das immer noch das Innere beherrscht. Dennoch ist unläugbar, daß das Christenthum selbst in dieser verkümmerten und entarteten Gestalt noch eine größere sittliche Kraft entfaltet, als das Heidenthum. Die Katholiken in Canara gelten nicht bloß für die geschicktesten, sondern auch fleißigsten Bauern; sie sind die verhältnißmäßig noch brauchbarsten und strebsamsten Handwerker, und bilden, als Corporation betrachtet, die wohlhabendste Classe der Eingebornen. Viele von ihnen haben mehr Bildung als die Heiden und suchen nicht allein, sondern finden auch öffentliche Anstellung. Die Zahl der Katholiken in Mangalur wird zu ungefähr 7000 angeschlagen. Sie bilden eben deßwegen eine respectable Masse, und wären schon deßhalb,

wenn sie auch nicht die Kastenunterschiede bestehen ließen, deren Beseitigung den protestantischen Missionen, wie Jeder leicht erkennt, tausend mächtige Hindernisse in den Weg stellen muß, über die ersten Schwierigkeiten der Gemeindegründung bereits hinweg. Ihre Sprache ist das Concani, das an der Küste fast von Bombay bis Goa und Sidaschigar (Sidaschivagada) herab in dem eigentlichen Concana zu Hause ist, und von diesen römischen Christen bei ihrer Vertreibung aus dem Vaterlande mit nach Canara gebracht und bisher in ihren Familien fortgeerbt worden ist.

Gehen wir indessen weiter, ohne bei den Buden zur Rechten unserer Straße, gegenüber von dem katholischen Kirchplatz, zu verweilen. Da stößt, der Spitze des Dreiecks gegenüber, welches der letztere bildet, auf der rechten Seite der Fischmarkt an unsern Weg, ein kleinerer Platz gerade in dem spitzigen Winkel, welchen unsere Straße mit der Mercara-Straße bei ihrem Zusammentreffen bildet. In Bombay habe ich einen großen Fischmarkt unter Dach gesehen. Hier werden die Fische im Freien feilgeboten. Es sind meistens Seefische. Sie werden vielfach zum Curry verwendet. Doch gibt es auch Classen, welche vorzugsweise von Fischen leben. Indessen sind die Fische in diesem Lande weder so beliebt, noch so gesund, als in unsern Ländern, was man alsbald wohl begreift, wenn man sich einem solchen Fischmarkt nur von Weitem nähert. Mir war dieser Gestank bald so unerträglich, daß mir nach einiger Zeit schon die Erinnerung an die Wohlgerüche des Fischmarkts den heftigsten Ekel erregte, den ich je empfunden. Auch das Geflügel, das häufig mit Fischen gefüttert wird, bekommt dadurch einen schlechten Geschmack. Die Fischerdörfer werden in Folge des häufigen Genusses von Fischen von ansteckenden Krankheiten, wie z. B. von den Pocken fürchterlich heimgesucht. Es sind meist nur sehr kleine Fische, die auf den Märkten in Mangalur verkauft werden. Darunter fiel mir namentlich eine Gattung auf, deren Gestalt im Profil beinahe rund und deren Größe die eines kleinen Tellers erreicht. Je und je sah ich indessen die

Fischer doch auch 6—8 Fuß lange Seefische, Meerschweine genannt, nach Hause tragen, von welchen ich selbst auf der Rhede von Mangalur eine große Zahl im Sonnenschein, ganz in der Nähe der Boote, munter auf und untertauchen sah. Ihr Fleisch soll aber weder gesund noch angenehm seyn.

Die andre Ecke zwischen unserm Wege und der Madras-Straße auf der linken Seite bildet ein Gehöfte, in welchem der Militär-Spital für die Sipoy's, d. h. die eingebornen Regimenter steht, ein nicht bedeutendes Gebäude, doch ansehnlicher, als die Häuser der Eingebornen sonst zu seyn pflegen.

Wir treten nun auf die Madras-Straße heraus, auf welcher uns oft Wagen und Reiter und Palankine, immer aber eine Menge von Fußgängern, Leute von allen Farben und Kasten begegnen. Werfen wir einen Blick rechts hinauf, so erblicken wir in einiger Entfernung auf der linken Seite der Straße gerade am Fuß des Hügels unsere Tamil-Schule, an welcher der junge Katechist Daniel Aaron angestellt ist, ein Werk des theuren Chamiers, Magistrats der Stadt. Gerade vor uns, gegenüber der Straße, auf der wir von der Balmattha herabkamen, sind eine Reihe von Buden, hinter welchen der eigentliche Bazaar beginnt. Wir müssen uns aber links wenden, wenn wir zu unserm Missionshaus im Niraschwale-Stadttheil gelangen wollen. Da gehen wir eine Weile gerade aus in der Richtung gegen Südwesten. Bald gelangen wir zur Esplanade. Hier bitte ich meine Leser, einen Augenblick Halt zu machen und sich mit Hülfe des beigelegten Stadtplans von Mangalur ein wenig umzusehen. Gerade aus vor uns gegen Westen setzt sich die Mercara-Straße, auf der wir hergekommen sind, fort bis zum Landungsplatz hinab. Auf der linken Seite beginnt eine Allee, die sich an der Ostseite der Esplanade gegen Südwest hinzieht, so weit wir bei der Ansteigung des Terrains sehen können. Wiederum links von dieser Allee erblicken wir neben uns eine weite, gegen Osten sich neigende ebene Fläche mit einer kleinen Schanze, die für militärische Uebungen errichtet ist; weiterhin, unmittelbar daran stoßend, die Baracken der eingebornen Regimenter. Da alle Hindu's schon im Knabenalter verheirathet werden, sind auch die Soldaten

verheirathet und da vorne weg die alte Kriegerkaste das Waffenhandwerk lebenslänglich treibt und auch die Angehörigen der andern Kasten, wenn sie sich einmal anwerben lassen, gerne im Dienst verbleiben, so sind die Regimenter meist aus gestandenen Männern zusammengesetzt, die nicht bloß Weiber, sondern auch Kinder haben. Man rechnet deßhalb, daß die zu einem schwarzen Regiment gehörige Bevölkerung 5000 Menschen beträgt. Natürlich kann daher von Eincasernirung im gewöhnlichen Sinn bei den eingebornen Regimentern nicht die Rede seyn. Die europäischen Truppen sind in eigentlichen Casernen einquartirt; nur die verheirathete Mannschaft lebt in Miethwohnungen im Cantonment (Militär-Quartier) umher. Die Sipoy's dagegen leben mit ihren Familien in einem Lager, das aber nicht aus Zelten, sondern aus Erdhütten mit Gras- und Blätter- oder Ziegel-Dächern besteht, welche lange Reihen zusammenhängender oft nur durch eine Zwischenwand getrennter Einzelwohnungen bilden und in regelmäßige Straßen geordnet sind. Ein solches Lager, das ein eigenes Dorf mit einer Bevölkerung von 5000 Menschen bildet, sehen wir denn auch hier in einiger Entfernung von uns an der Straße liegen. Würden wir demselben näher kommen, so würden wir da und dort Wachposten in Uniform und halber oder ganzer Bewaffnung ausgestellt sehen. In den Straßen umher aber wäre es möglich, daß wir auch keinen einzigen Mann in Uniform erblickten. Die Uniform besteht aus dicken, wollenen, schwarzgrauen Beinkleidern, einem weißen Wamms, einem mit schwarzem Leder überzogenen Korb statt des Tschako's und Sandalen. Die Bewaffnung ist vollkommen europäisch. Beides aber legt der Sipoy völlig ab, wenn er nicht gerade Dienst hat. So kann man denn auch den Soldaten an den Männern, die vor ihren Hütten im Lager liegen, nur schwer erkennen, wenn man nicht die eigenthümlichen Züge der Kriegerkaste einmal herausgefunden hat, oder die Bewohner der Provinz, aus der ein Regiment kommt, schon vorher kennt. Als eine Merkwürdigkeit darf

es bezeichnet werden, daß die Soldaten während des Dienstes ihre Kastenunterschiede völlig ignoriren. Es lassen sich selbst Brahminen in die Regimenter einreihen, ungeachtet sie mit einem Mann von niederer Kaste nie auf Eine Bank oder Eine Matte sich setzen würden. Sobald der Soldat die Uniform angezogen, schließt er sich an seinen Nebenmann an, ohne zu fragen, welcher Kaste er angehöre; kehrt er dagegen in das Lager zurück und setzt er sich zum Essen nieder, so muß auch die alle Unterschiede nivellirende Uniform hinweg und gilt wiederum das Gesetz der Kaste. Soviel vermag das Geld; so erfinderisch ist der Mensch, wenn es gilt, seine Gesetzesübertretung zu verdecken oder zu beschönigen; so große Umgestaltungen hat das englische Regierungssystem bereits hervorgebracht.

Die größeren Gebäude, welche wir in der Nähe des Lagers bemerken, gehören alle zur Militärverwaltung. Eines derselben ist die Hauptwache.

Rechts von der Allee, gegenüber der Schanze und den Barracken, erblicken wir abermals einen großen freien Platz, der bis an eine zweite Allee hinabreicht, welche die Mercara-Straße mit der erst genannten Allee verbindet. Dieser Platz ist der eigentliche Exerzierplatz, gewöhnlich die Esplanade genannt. Hier exerziert das Regiment in der Regel jeden Morgen vor der Morgendämmerung, bis es beginnt heiß zu werden. Der Platz bildet fast ein Dreieck, steigt aber gegen die quer gegenüber von unserm Standpunkt liegende Mitte der westlichen Grundlinie des Dreiecks etwas Weniges an. Dort oben erhob sich in älterer Zeit das Fort von Mangalur, das in den Eroberungskriegen noch eine Rolle spielte, in dem letzten Kurgkriege aber vollends zerstört worden ist. Jetzt erkennt man seine Spur nicht mehr. Gerade vor dem Fort, aber herwärts gegen uns, noch auf dem zur Esplanade gehörigen Terrain steht die anglikanische Kirche. Sie ist klein, aber freundlich und in hohem Grade luftig. Die Zahl von Menschen, welche sie fassen mag, wird höchstens 300 Menschen betragen. Der viereckige Thurm mit plattem Dach

mußte theilweise abgehoben werden, weil er wegen des bröcklichten Laterit-Gesteins, aus welchem er erbaut ist, die Erschütterung nicht auszuhalten vermochte, welche das Läuten der einzigen Glocke, die er tragen sollte, verursachte. Die Kirche ist, wenn ich es recht weiß, aus freiwilligen Beiträgen der englischen Residenten erbaut, die eine Zahl von höchstens 30 Familien ausmachen mögen. Alle vier Wochen functionirt der in Mercara stationirte Caplan beim Gottesdienst in dieser Kirche. An den drei andern Sonntagen pflegt einer unsrer Missionare, derzeit gewöhnlich Miss. Hoch, eine englische Predigt in derselben zu halten und einen Auszug aus der Liturgie zu lesen. Die übrigen Gottesdienste verrichtet einer der Civilbeamten.

Jenseits der Mitte der Esplanade fällt das Terrain wieder gegen den Netrawaty ab. Dort hinab finden wir jenseits der östlichen Allee das Reise-Bangalow, das Haus unsers theuern Freunds, des Dr. Fowlis und des Assistant-Collectors Chamier, und manche andere europäische Wohnungen, und weiter hinaus den Gottesacker der anglikanischen Gemeinde, auf welchem auch unsern Todten, schwarzen und weißen, eine Ruhestätte eingeräumt ist. Theils auf dem unteren Theil der Esplanade, theils im Westen desselben liegen das Pulvermagazin, das Militärgefängniß und die sogenannte Meß, in welcher alle unverheiratheten Officiere der Garnison, welche Europäer sind, zusammenzuspeisen gehalten sind. Ferners finden wir hier die Wohnung des römischen Bischofs, neben welcher das Priester-Seminar steht. Der Bischof ist ein Italiener oder Franzose, dem im damaligen Augenblick ein päpstlicher Legat beigegeben war. Das Collegium enthält 8 Alumnen. Am südlichen Ende der Esplanade liegt die bischöfliche Kathedrale. Diese ist in demselben Styl erbaut, wie die oben genannte am Fischmarkt, etwas größer, aber keineswegs bedeutend. Hinter diesem Gebäude bis hinab zum Netrawaty breitet sich ein großes, reichbevölkertes Stadtquartier aus, das in der Nähe der Kathedrale viele stattliche Häuser katholischer Ein-

8 *

wohner, weiterhin aber viele Gehöfte von Muhammedanern und Hindus in sich begreift. Dieser ganze Stadttheil kann jedoch da, wo wir Halt gemacht und stille gestanden sind, nicht gesehen werden, weil er tiefer liegt als die Esplanade vor uns.

Noch aber haben wir zwei Seiten der Umgebung der Esplanade nicht beschrieben, die nördliche und die westliche. Wenden wir uns deßhalb rechts und wandern auf der Mercarastraße fort, welche die nördliche Grundlinie dieses freien Platzes bildet, so haben wir zu unserer Rechten eine Reihe größerer und kleinerer Gehöfte, in deren Schatten stattliche Häuser sich befinden, welche meist Eigenthum reicher Eingeborner aber an Europäer gegen hohen Zins vermiethet sind. Eines dieser Häuser ist ein neu erbauter Spital, der nicht groß ist, aber gut eingerichtet seyn soll. Weiter hinab liegt ein großer und schöner Teich, der obwohl vielleicht ein Viertelmorgen im Umfang, dennoch ganz mit Steinen ausgemauert ist. Eine große Treppe führt zu ihm hinab. Selbst in der heißesten Zeit enthält er noch ziemlich viel Wasser. In der Nähe dieses Teichs gegen den Bazaar hin sind die Baracken der Artilleristen und die Ställe für die Ochsen und Elephanten, welche zur Fortschaffung der Kanonen, Munition und Bagage des Regiments, die erstern in großer Anzahl, gehalten werden. Unmittelbar an der Allee dagegen beginnt nun eine Reihe Häuser, alle von Eingebornen bewohnt. Diese Straße mit der ganzen Umgebung bildet den Stadttheil Niraschwale.

Die westliche Gränze der Esplanade von der Mercara-Straße an, auf der wir wandeln, bis hinauf zum Fort bildet eine Erdmauer, hinter welcher uns schon lange ein Palmengarten sichtbar geworden ist. Dieß ist unser Niraschwale-Missionsgehöfte. Aber nicht bloß das eigentliche Gehöfte links von der Mercara-Straße ist Missionsgut, vielmehr gehört dazu auch noch ein kleines Gehöfte rechts von der Straße, in welchem eine Anzahl Gemeindeglieder in Nativ-Häusern wohnt. Das größere Gehöfte bildet ein

Dreieck, dessen rechter Winkel gegen Nordost sieht, dessen südöstliche Spitze der englischen Kirche, und dessen nordwestliche Spitze der Cutscherry des Cotwal (der Policei) gegenüber liegt. Die Hypotenuse des Triangels stößt an eine Straße, welche die Esplanadenstraße mit der Mercarastraße verbindet. Unser Niraschwale-Gehöfte ist wohl zehnmal kleiner als das Balmattha-Gehöfte, aber theils seiner Lage, theils seiner Fruchtbarkeit wegen um vieles werthvoller. Es enthält zwei Wohnungen für verheirathete Missionare, eine größere und eine kleinere, an einander angebaut; eine Mädchenanstalt, die mit dem Hauptgebäude durch einen bedeckten Gang verbunden ist; das Districts-Waisenhaus, ein Häuschen für den Hausvater desselben, zwei Häuschen für die Lehrer der beiden Gemeindeschulen, eine Anzahl Hütten für Katechumenen und die Kirche. Vor dem Hauptgebäude befindet sich ein freier Platz, der von stattlichen Mangobäumen überschattet ist. Mitten durch das Gehöfte vom nördlichen zum südlichen Thor ist ein Zaun gezogen, der das Territorium der Knaben und Mädchen von einander scheidet. Der östliche Theil, der die beiden Missionarswohnungen und die Mädchenanstalt enthält, ist mit Ausnahme des schon genannten Vorplatzes mit Kokospalmen, Kaffebäumen ꝛc. wohl besetzt. Der westliche Theil ist den Knaben zugewiesen. In der Mitte desselben zwischen dem Vorplatz und der Kirche breitet sich der Gemüsegarten aus; sonst ist auch er mit Kokospalmen bepflanzt. Die Kirche liegt an der Hypotenuse des Dreiecks und bildet die Gränze gegen die an derselben herabführende Verbindungsstraße. Das Waisenhaus liegt in der nordwestlichen Ecke gegen den Hafen zu. Ueber die Wohnungen der Missionare ist nicht Noth, etwas Weiteres zu sagen. Dagegen muß ich meine Leser mit den Persönlichkeiten der an der Stadt-Mission thätigen Missionare bekannt machen.

Als ich in Mangalur ankam, standen zwei verheirathete und zwei unverheirathete Missionare an der Gemeinde, welche nicht allein über die ganze Stadt, sondern damals auch noch über mehrere Dörfer verbreitet war, von denen Bolma

3, Utschilla 9, Gudde 12 Stunden von der Stadt entfernt sind.

Der Senior der Stadt-Mission ist Miss. C. L. Greiner. Er ist geboren den 10. März 1810 in Göppingen, Würtemberg. Er war Schuhmacher, trat in die Missionsanstalt zu Basel 1830, und wurde zugleich mit Miss. Hebich und Lehner 1834 beauftragt, den ersten Missionsversuch in Ostindien zu machen. Im Missionshause hatte er ausgezeichnete Gaben entwickelt, weßwegen ihn der selige Inspector Blumhardt öfters scherzweise seinen „Professor" genannt haben soll. Seit 20 Jahren steht er nun in Mangalur, das er nur einige Mal auf kurze Zeit verlassen hat. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, immer noch robust, aber blaß und grau geworden. Noch jetzt arbeitet er mit bewunderungswürdiger Kraft und Ausdauer. Noch vor 2 Jahren vermochte er große Strecken trotz einem Eingebornen selbst in der heißesten Zeit zu Fuß zurückzulegen. Seit einigen Jahren aber wird er zuweilen von gefährlichen Anfällen, die auf eine Leberkrankheit deuten, plötzlich darniedergelegt. Im Jahr 1841 verheirathete er sich das erste Mal; seine Frau wurde ihm aber schon in demselben Jahr durch den Tod entrissen. Seine jetzige Gattin ist die Schwester der ersten, eine geborne Frohnmaier von Hirsau. Von ihren Kindern verloren sie drei; die zwei jüngsten dagegen sind noch am Leben. Der Eindruck, den die Persönlichkeit des Greiner'schen Ehepaars gewiß auf Jeden macht, ist der einer besondern Reife und Gediegenheit des Charakters, ohne Zweifel die Frucht so vieler ernsten und schweren Lebenserfahrungen, die über ihre Häupter dahingegangen sind, und einer ausgezeichneten Brauchbarkeit im Dienste der Mission. Es ist eine wahrhaft väterliche und eine wahrhaft mütterliche Liebe, Sorgfalt, Weisheit und Treue, mit welcher die beiden Geschwister beides den Gemeindegliedern und den Missionaren nicht bloß stets zum Dienst bereit stehen, sondern wirklich Tag und Nacht zu dienen bemüht sind. Man darf sagen, Greiner ist ein Missionar im vollen Sinne des Worts. Der größte Theil der im Jahr 1852 454 Seelen

starken Mangalur-Gemeinde ist durch seinen Dienst für den HErrn gewonnen. So oft nur immer eine freie Zeit sich darbietet, oder vielmehr so oft er nur immer sich von Hause losreißen kann, ist er auf der Straße, um dem Landvolk umher das Wort des Lebens zu verkündigen. Eine ganz besondere Einsicht in das Leben und Treiben, die Schäden und die Bedürfnisse dieses Theils der Bevölkerung, gepaart mit großer Einfachheit, Klarheit und Kraft der Rede und der hingebungsvollsten Liebe zu dem armen schwarzen Geschlecht bahnen ihm den Weg zu den Hütten. Findet er da eine zugängliche, heilsbegierige Seele, so tritt er mit ihr ein in die Kämpfe der Bekehrung, harrt bei ihr aus und hilft ihr die Bande zu zerreißen, die sie an das Heidenthum ketten. Oft kehrt er, wenn ich so sagen darf, beutebeladen von seinen Wanderungen zurück. Zu Hause ist er unermüdlich in der Pflege der Seelen, in Hülfeleistungen an den Krankenlagern, in Berathung der mit so mancherlei Noth ringenden jungen Gemeinde. Diese Arbeiten nehmen auch so ganz seine Kraft in Anspruch, daß ihm zu literarischen Arbeiten keine Zeit mehr übrig bleibt. Nichtsdestoweniger beurkundet seine ausgezeichnete Kenntniß und Gewandtheit im Tulu, wie sein Scharfblick und sein gediegenes Urtheil in allen praktischen Fragen die Richtigkeit jenes Urtheils, das über den Jüngling einst gefällt worden ist. Ein vollkommen sachverständiger Mann aus den Eingebornen bezeugte mir, daß er ausgezeichnet gut, nicht bloß fertig, sondern eigentlich fein Tulu spreche, und ich konnte das um so mehr glauben, als es ihm oft fast schwer zu fallen schien, deutsch sich auszudrücken. Was aber den zweiten Punkt betrifft, so werde ich nicht irren, wenn ich sage: was Greiner billigt oder selbst unternimmt, auf dessen Gelingen darf man rechnen. Es fehlt ihm vielleicht die Beweglichkeit des Geistes, die sich schnell mit fremden Gedanken befreundet; er ist vielleicht sogar oft durch eine gewisse Aengstlichkeit versucht, auch einem praktisch tüchtigen Vorschlag für den Anfang entgegen zu treten; dagegen habe ich mich oft von der Unbestechlichkeit seines Ur-

theils, der Sicherheit seines Blicks und der energischen Ausdauer, mit welcher er das einmal Beschlossene anfaßt und durchführt, überzeugt. Die Folge einer zwanzigjährigen, fast ausschließlich praktischen und vorzugsweise den niederern Volksclassen zugewandten Thätigkeit, wenn nicht ein zurückgebliebener Rest von den Nachwirkungen alter Zeiten, scheint dagegen ein in Miss. Greiner's Wesen bisweilen unverkennbar hervortretender Zug zu seyn, welcher zwar seine volle Berechtigung, aber auch seine besonderen Gefahren hat. Es ist dieß eine kritische Haltung gegen Alles, was an Gelehrsamkeit und Vornehmheit erinnert. Diese kann sich nicht bloß gegenüber von der englischen Welt in Indien bisweilen geltend machen, sondern auch gegenüber von den Brüdern und selbst von der Committee zu Basel, welche unser theurer Freund z. B. in dem Verdacht haben konnte, daß sie die Katechistenschule auf den Fuß eines theologischen Seminars in europäischem Styl zu stellen beabsichtige. Uebrigens fand ich Miss. Greiner der Committee nicht allein von Herzen ergeben, sondern auch zu allem willig und bereit, was ihm als Wille derselben entgegentrat, obgleich er zu unsern Veteranen gehört, die die alten Tage der Freiheit nicht vergessen können. In seinen religiösen Ueberzeugungen, wie in seiner kirchlichen Richtung, ist Greiner unserer vaterländischen Art (ich meine die württembergische) in hohem Grade treu geblieben. Von Natur ernst und kernhaft, dringt er auf das Wesen und verachtet er alles Blendwerk und allen Flitterstaat. Darum legt er auf die Form weniger Gewicht: sein eifrigstes Bestreben ist, seine Heerde zu den frischen und lebendigen Wassern zu führen, die dem Kreuze Christi entquillen. Im Umgang ist er freundlich, aber zurückhaltender, als bei seinen Gaben und seinem Einfluß wünschenswerth ist; dagegen soll er dann je und je in frischem und kräftigem Witz und sogar in gewaltiger Ironie sich ergehen können. In ökonomischen Dingen hält er eine löbliche Ordnung ein. Was die Besoldung und Unterstützung von Eingebornen betrifft, so verfährt er in dieser Beziehung eher zu sparsam als zu frei-

gebig. Dagegen ist er emsig bemüht, den Kirchenfond seiner Gemeinde, der durch eine Schenkung Hrn. Anderson's gegründet wurde, zu vermehren, weil er die Erbauung einer Kirche für die neugestiftete Gemeinde mit als eine Aufgabe seines Lebens betrachtet.

Miss. Adam Bührer ist geboren den 29. Jan. 1815 zu Lohn, Cant. Schaffhausen. Früher Tischler, wurde er 1838 in unsere Anstalt aufgenommen, 1843 aber nach Indien ausgesendet. Seine Station war bis zu meiner Ankunft in Indien immer Mangalur gewesen; ich stationirte ihn später in Mulki. Seit 1847 ist er verheirathet mit Sophie geb. Hochstetter aus Württemberg. Wenige Tage nach meiner Ankunft kam er von den Nilagiris zurück, wo er seiner Gesundheit wegen ein volles Jahr mit seiner Familie zugebracht hatte. Noch war er von seinem Uebel, einer hartnäckigen und schmerzhaften Dysenterie, nicht völlig geheilt; mit Gottes Hülfe besserte sich jedoch im Klima des Tieflandes nun, nachdem er auf den Bergen wieder zu Kräften gekommen war, sein Zustand wieder von Tag zu Tag. Von Natur nicht besonders kräftig constituirt (er ist mittlerer Größe, aber nicht stark gebaut), mußte er sich aber doch immer noch sehr vor größerer Anstrengung hüten. Wie ich deutlich bemerken konnte, war das Capital körperlicher Kraft selbst bereits angegriffen. Nach einer mehrstündigen Conferenz z. B. ersuchte ich ihn, die Resultate derselben noch zu Papier zu bringen; er war dazu bereit, aber die Hand versagte den Dienst. Doch hat sich derselbe seit jener Zeit, wie es scheint, wieder mehr erholt. Sein Arbeitsfeld war die Gemeinde gewesen, die er mit Miss. Greiner gemeinschaftlich bediente. Während seiner Curzeit auf den Bergen hatte er die von Miss. Ammann bearbeitete Uebersetzung des Neuen Testaments in Tulu revidirt; später bearbeitete er einen Theil der biblischen Geschichte in derselben Sprache. Seine Gattin theilte sich mit Frau Greiner in die Arbeit an der Mädchenanstalt und dem weiblichen Theil der Gemeinde. Was Miss. Bührer's geistige Persönlichkeit betrifft, so habe ich dieselbe nie in der

Periode voller körperlicher Kraft gesehen; doch werde ich vielleicht nicht irren, wenn ich sage: Miss. Bührer sey eine ebenmäßig begabte, aber mehr stille und receptive Natur; ein tüchtiger, zuverlässiger Charakter und ernster Christ. Neben Männern wie Greiner und Mögling konnte man ihm größere Selbstständigkeit zu wünschen versucht seyn; ohne Zweifel wird er aber als Senior der Station Mulki nun erst seine volle Kraft entwickeln.

Miss. Deggeller, geboren zu Schaffhausen in der Schweiz den 27. April 1822, war früher Kaufmann gewesen, im Jahr 1840 in die Missionsanstalt aufgenommen und 1845 nach Indien ausgesendet worden. Ursprünglich war er für die Arbeit unter den Canaresen bestimmt; jetzt ist er der Tulu-Mission zugetheilt. In früheren Jahren war er aushülfsweise auf verschiedenen Stationen thätig, so namentlich eine Zeitlang in Honor. Jetzt ist die Gemeindejugend zu Mangalur vorzüglich sein Wirkungskreis. Daneben hat er sich der Tamil-Gemeinde zu widmen. Was seine Persönlichkeit betrifft, so ist er klein von Statur, fast schwächlicher Constitution, bisweilen von Magenbeschwerden heimgesucht, eben deßwegen sehr großen körperlichen Anstrengungen nicht gewachsen. Seine Begabung beurkundet theils seine schöne Fertigkeit im Tulu, das in seinem Munde besonders lieblich klingt, theils die Leichtigkeit, mit welcher er sich in neue Arbeitszweige einarbeitet. In gemüthlicher Beziehung dagegen fand ich ihn sehr gedrückt. Durch eine kleine Unvorsichtigkeit erregte sein Knecht vor etwa drei Jahren beim Besuch des Götzenfestes in Subramanja einen Auflauf der Götzendiener, in welchem Miss. Deggeller persönlich mißhandelt wurde und in großer Lebensgefahr war. Dieser Vorfall erschütterte sein ganzes Wesen so, daß eine Reihe von innern Kämpfen sich an dieses Ereigniß knüpfte, die ihm gewiß nur segensreich waren, aber längere Zeit schwer auf seiner Seele lasteten. Indeß verzog sich allmählig das Gewölk, und seine Berufung zum Dienste des HErrn stand ihm am Ende meines Aufenthalts in Indien fester, denn je zuvor.

Miss. Lehmann aus Augsburg, geboren den 20. October 1823, gleichfalls Kaufmann in früherer Zeit, im Missionshaus zu Basel von 1842—1848, war mit mehreren anderen Brüdern für die ostbengalische Mission unter der Leitung des seligen Dr. Häberlin bestimmt worden und wirklich bis zum Tode des Letzteren und der Auflösung dieses Missionsunternehmens in Ostbengalen gewesen. Im Jahr 1850 aber segelte er nach unserer Küste herüber, um sich an unsere vorderindische Mission anzuschließen. Auf dem Wege von Bombay nach Mangalur gerieth der Patimar, auf welchem er die Reise machte, bei Vingorla in große Gefahr; er ließ sich deßhalb ans Land bringen, mußte sich aber nun, von Allem entblößt, bis Dharwar fast bettelnd hindurchschlagen. Unsere Committee stationirte ihn in Mangalur. Hier traf ich ihn noch mit den Vorbereitungen zur Missionsarbeit im Tulu-Lande beschäftigt. Da sein Gehör durch die Erfahrungen und die Strapatzen der letzten Jahre ziemlich gelitten hatte, wurde es ihm nicht eben leicht, der fremden Töne des Tuludialekts sich zu bemächtigen; dennoch gelang es ihm Schritt für Schritt immer besser. Leider war aber seine Gesundheit überhaupt nicht fest. Klein, zart und mager, litt er während meiner Anwesenheit in Mangalur mehrere Monate an einer Lungenaffection, die, je seltener sie in diesen Ländern ist, um so bedenklicher schien. Doch erholte er sich wieder völlig, so daß ich ihn Miss. Bührer bei seiner Verpflanzung nach Mulki an die Seite zu stellen wagen durfte. Lehmann ist ein Mann von guten Gaben, innigem und freundlichem Gemüth, weniger kräftigem als beweglichem Wesen, in seinem Streben redlich und treu. Ueber seine Leistungen auf dem Gebiet der That wird erst die Zukunft ein Urtheil zu fällen haben.

Dieß sind die Männer, welche damals in der Stadt Mangalur stationirt waren. Mögen nun meine Leser die Anstalten unserer Mission in diesem Stadttheil ein wenig mit mir besichtigen. Wir treten zunächst in die Mädchenanstalt ein, in der gerade 54 Mädchen sich befinden, deren

Pflege und Erziehung eigentlich den beiden Frauen Greiner und Bührer obliegt (damals aber, wie auch seither, auf den Schultern der Frau Greiner allein lag). Die Räumlichkeiten der Anstalt sind, wie Sie sehen, nahe beisammen. Ein Zimmer zum Wohnen und Schlafen, ein Nebenzimmer, in welchem das Geräthe aufbewahrt wird, eine Verandah hinten am Haus, in welcher Schule gehalten, eine Verandah vorne, in welcher das Essen eingenommen wird, eine kleine Küche und Badestube. Möbeln sind überall keine zu sehen. Ein einziges Tischchen steht da, an dem Frau Greiner sitzt und auf welches der Schulmeister Bücher und Hefte niederlegt; außerdem sehen wir einige Fächer an der Wand angebracht, in welchen die Bücher, die Matten, die Teller u. dgl. aufbewahrt werden. Frau Greiner führt die Aufsicht über das Ganze und ertheilt den Religionsunterricht und Unterricht in weiblichen Arbeiten. Ihr Mann hält die Morgen- und Abendandachten, zu welchen die Kinder in den Saal des Missionshauses herüberkommen. Die Schule hielt damals Eliefer Aaron, ein tüchtiger Mann, der ganz in seinem Beruf lebt. Später wurde er als Katechist und Schullehrer nach Volma versetzt, und der junge Katechist Leonhard Schiri, des Milch-Jakobs Sohn, der an eine frühere Schülerin der Anstalt verheirathet wurde, trat an seine Stelle. Die Mädchen werden in zwei Sprachen, welche in Mangalur hauptsächlich gesprochen werden, nämlich im Canaresischen und im Tulu unterrichtet. Die Aelteren lesen beide Sprachen vollkommen fertig; das Schreiben wird weniger betrieben, weil das Sitzen auf dem Boden und das Schreiben auf den Beinen sehr hemmend in den Weg tritt. Die Jüngsten schreiben auf dem Boden in den Sand und lernen so lesen und schreiben zugleich. Ich sah ganz kleine Mädchen ganze Bibelsprüche auf diese Weise auswendig in den Sand schreiben und fertig lesen. Beim Examen, das ich in der biblischen Geschichte mit ihnen vornahm, waren die Mädchen ziemlich schüchtern und verlegen; doch erhielt ich von den älteren eine Reihe von Antworten, die von Bekanntschaft und Verständniß des Gegenstandes

zeugten. Das Essen geschieht unter den Augen der Geschwister Greiner. Die Mädchen sitzen in zwei Reihen in der Verandah und in dem bedeckten Gang, der die Anstalt mit dem Missionshaus verbindet; sie essen von metallenen Tellern, die aus einer Art Stückgut gemacht und blank gescheuert sind, mit den Händen, und zwar Morgens und Abends Reissuppe, Mittags Reis mit Curry, und so jeden Tag der Woche und Jahr aus Jahr ein. Die Küche wird unter der Leitung einer Wittwe von den Mädchen selbst besorgt. Sie besteht aus einigen am Boden aufgemauerten Feuerlöchern, über welche, wie bei allen Hindu's, ein irdener runder Topf gesetzt wird. In solchen Töpfen wird dann auch am Ziehbrunnen, der im Hof sich befindet, das Wasser geholt, das man zum Kochen, Spühlen und Baden bedarf. In unseren Anstalten hat man diese Töpfe indeß je und je auch von Kupfer, jedoch selbstverstanden nicht zum Kochen. Die Betten der Mädchen bestehen aus Matten und baumwollenen Teppichen. Der Unterricht in weiblichen Arbeiten geschieht in der Verandah des Missionshauses. Die Arbeiten, welche erlernt und betrieben werden, sind sehr verschiedener Art. Es werden Spitzen geklöppelt, Strümpfe gestrickt, Häckelarbeiten gemacht, welche an Engländer verkauft werden. Ein Theil der Mädchen lernt ferner waschen, bügeln (glätten), flicken u. dgl. Bisweilen wird auch für die Weberei gearbeitet; es werden Servietten 2c. gesäumt und die Fransen an dieselben gemacht. Als ein Mangel erschien es mir, daß die Mädchen gar nicht zur Garten- und Feldarbeit angehalten wurden. Aus diesem Grunde sehen die Landleute die Erziehung ihrer Töchter in der Anstalt zum Theil nicht gerne. Manche Mädchen wollten sich nicht gerne an Landleute verheirathen, oder wenn sie es thaten, waren sie zu Feldarbeiten nicht eben brauchbar, oder denselben wenigstens abgeneigt, was zuweilen selbst ehelichen Zwist veranlaßte. Auch das so nahe Beisammensein so kleiner und so gereifter Mädchen halte ich für einen Uebelstand, dem aber unter den obwaltenden Verhältnissen eben nicht abzuhelfen ist. Der Gesammteindruck,

welchen ich von der Anstalt mit mir hinwegtrug, ist ein sehr wohlthuender. Während die Mädchen der heidnischen Hindu schmächtig und schwach, scheu und sinnlich erscheinen, blüht die weibliche Jugend unserer Christengemeinde geistig und körperlich auf. Die Mädchen lernen mit Offenheit, Anstand und frischer Lebendigkeit sich im Leben bewegen. Ihr Gesichtskreis erweitert sich, das Wort des Lebens macht ihren Geist lebendig, und manche Früchte wahrer Bekehrung werden unter ihnen offenbar. Ich war sehr erfreut, die älteren Schülerinnen des Instituts Nachts nach der Abendandacht noch regelmäßig mit der Bibel sich beschäftigen zu sehen, und zwar dieß aus freiem Trieb. Als Beispiel von den segensreichen Wirkungen, welche die Mädchenanstalt in Mangalur nicht etwa erst äußern soll, sondern wirklich schon hervorgebracht hat, möge Folgendes hier stehen. Eine frühere Schülerin der Anstalt wurde nach ihrer Verheirathung Magd bei Collector Chamier, früher in Honor, nunmehr in Mangalur. Sein Vater ist ein hochgestellter Beamter in Madras, einer der entschiedensten Gegner der Mission. Seine Frau war die Tochter des General Kennett in Connur. Beide waren vollkommene Weltleute. Die junge Frau erkrankte aber, wenn ich nicht irre, bald nach ihrem ersten Wochenbett. In dieser Zeit der Noth gelang es der Magd, mit dem Worte Gottes an das Herz der Frau zu kommen. Sie bewies sich daneben sehr treu und geschickt in der Krankenpflege und nahm sich des kleinen Kindes auf eine der Herrschaft wohlgefällige Weise an. Um so mehr fruchtete ihr Zuspruch. Die Frau des Collectors nahm das Wort an und starb, nach dem Zeugniß einer christlichen Freundin, reumüthig und begnadigt. Natürlich hinterließ diese häusliche Erfahrung tiefe Eindrücke im Herzen des jungen Herrn. Auch er wurde begierig nach dem Worte Gottes, und er rühmte, wie sehr ihm seine Magd zum Trost und zur Belehrung geworden sey. Ich habe ihn selbst kennen gelernt und kenne auch seine Magd. Er ist nun einer unserer innigsten und treusten Freunde. Ich habe ihn oben als den Stifter unserer Ta-

milschule genannt. Die Magd heißt Lydia; ihr Mann ist ein Tamulmann und nicht in unserer Gemeinde aufgewachsen. Aber wie ganz verschiedene Leute sind das: er ein gewöhnlicher Bedienter, nicht einmal besonders tüchtig; sie eine Frau von seltener Art, eine Zierde der Mangalur-Gemeinde.

Von der Mädchen-Anstalt begab ich mich in die Knaben-Anstalt. Sie ist vor 6 Jahren zunächst für die Stadt Mangalur gegründet worden, nun aber für den Canara-District überhaupt bestimmt. Meine Leser finden sie auf dem Stadtplan von Mangalur angegeben. Ein hübsches Bildchen von ihr, von Miss. Deggeller gezeichnet, habe ich dem dritten Quartalheft des Magazins von 1853 lithographirt beigegeben. Ich bitte meine Leser, es noch einmal anzusehen. Das Haus in der nordwestlichen Ecke des Gehöftes ist die Anstalt; das Haus links die Wohnung des Mädchenschulmeisters; das Haus rechts die Wohnung des Aufsehers und Hausvaters der Knabenanstalt, Daniel Ammana. Sämmtliche Häuser sind nur von Erde erbaut und mit Grasdächern versehen. Sie sind jedoch von außen und innen getüncht und weiß angestrichen. Der Fußboden ist etwas erhöht, aber weder mit Brettern noch Platten bedeckt, sondern vielmehr von purer Erde, nur der Trockenheit wegen mit der bekannten Mischung von Kuhmist und andern Ingredienzien gefirnißt. Das Anstalts-Gebäude bildet ein einziges Gelaß, das Wohn-, Schul-, Arbeits-, Eß- und Schlaf-Zimmer zugleich ist. Auch hier, wie in der Mädchen-Anstalt findet sich kein Stuhl, kein Tisch, keine Bettlade; das ganze Hausgeräthe besteht in einem Fachwerk. Als ich mich dem Haus näherte, kamen mir alle Knaben entgegen; ich gab ihnen die Hand und jeder nannte seinen Namen. Alle thaten das gerne und mit freudestrahlenden Gesichtern; nur die drei noch nicht getauften Knaben waren scheu und finster und weigerten sich fast, die Hand zu geben. Nun trat ich ein. Ich bat, mir die Bücher zu zeigen. Jeder brachte seinen kleinen Arm voll. Einen Knaben, der von Geburt nur Eine Hand hatte, ließ ich seine

Bücher ablegen und nur das Buch bringen, das er am liebsten habe. Er wählte das Neue Testament. Dann bat ich sie, mir ein Lied zu singen, und sie sangen: „Lobe den HErrn, den mächtigen König" ꝛc. ohne Mithülfe des Lehrers, ohne Anstoß und wirklich lieblich. Dann ließ ich mir ihre Gefäße zeigen, und jeder brachte mir das seinige rein und blank gescheuert. Endlich sagte ich: „Lasset mich nun auch sehen, wo und wie ihr euch zur Ruhe legt." Sie zogen auf in Reihe und Glied, die Matten unter dem Arm; jeder maß mit den Augen die Entfernung von seinem Nachbar; die Matten wurden ausgebreitet, der Teppich zurecht gemacht; dann legten sie sich und wickelten sich in die Decke vom Scheitel bis zur Fußsohle. Jeder lag anderthalb Männerschritte vom Andern. Deßhalb war das ganze große Zimmer besetzt. Nun sollten sie zeigen, wie sie die Teppiche zusammenwickeln, und ich wollte sehen, wer zuerst fertig sey. Da war's ein Eifer und eine Freude; im Nu waren alle Betten wieder im Schrank. Jetzt gingen wir hinaus auf den Vorplatz, und sie zeigten mir, wie sie Garn spulen für die Weberei, wie sie Matten flechten, Schnüre, Stricke und Seile aus dem Bast der Aloe-Blätter drehen; denn alle diese Arbeiten werden in der trockenen Jahreszeit im Freien unter dem Schatten der Kokospalmen verrichtet. Es sind dieß geringe Dinge; wenn ich aber die nackten finstern Heidenjungen auf den Straßen gegen diese reinlich gekleidete Heerde und ihre fröhlichen Gesichter hielt und ihr „Lobe den HErren" dazu nahm, so hatte ich Ursache genug, den HErrn zu preisen über dem, was er an diesen Kleinen gethan. Die Zahl der Anstalts-Knaben betrug damals 27. Die Aufsicht über die Anstalt war früher ganz Miss. Bührer übergeben. Im damaligen Augenblick führte Miss. Greiner die Aufsicht über die Haushaltung und die Schule. Miss. Deggeller hielt die Morgen- und Abend-Andachten und gab täglich eine Stunde Unterricht in der Geographie. Die Schule der Anstalt, welche mit der Gemeinde-Knabenschule verbunden ist, besorgte Eliezer, der auf diese Weise 9 Stunden täglich zu unterrichten hatte.

Später übernahm der junge Katechist Samuel Ammana die Knabenschule.

Zuletzt lassen Sie uns noch die Kirche besichtigen, die nur wenige Schritte von der Knaben-Anstalt entfernt ist. Wir sehen sie zuerst von außen an. Sie ist ein einstöckiges Haus von Erde mit einem Grasdach, hereinwärts gegen den Garten mit einer extemporirten oder provisorischen Verandah versehen, die statt auf steinernen oder hölzernen Säulen auf etlichen Bambusstöcken ruht. Früher war das Haus eine Werkstätte gewesen, später, wenn ich nicht irre, Schule; nun vertritt es die Stelle einer Kirche. Dem neuen Ankömmling wird es indessen nach dem bisher Bemerkten schwer, eine Kirche in diesem Hause zu erkennen; denn es haben ja doch auch unsere Betsäle in Europa irgend eine Auszeichnung, seyen es höhere Fenster, oder mehrere Thüren, oder ein kleines Thürmchen mit einer Glocke. Hier ist nichts von allem diesem, rein keine Auszeichnung. Auf der Seite des Kirchwegs, in der Nähe des Eingangs, stehen zwar 2 Balken eingerammt, zwischen denen eine stattliche Glocke hängt; allein siehe, wie krumm sie da oben hängt! kein Wunder, daß sie beim Läuten immer nur auf der einen Seite anschlägt und es zu einem wohlthuenden Klang über die Stadt hin nicht kommen will. Betrachten wir aber das Gebäude von allen Seiten, so finden wir, daß es drei Eingänge hat. Der eine gegen Nord-Ost, gerade gegenüber vom Missionshaus, ist für die Männer und Knaben bestimmt. Der zweite, an der schmalen Fronte gegen Süd, ist für die Frauen und Mädchen, der dritte, gegen die Straße hinaus in südwestlicher Richtung, für die Heiden, die indessen gewöhnlich nicht hereintreten, sondern an der offenen Pforte stehen bleiben, die eben deßwegen mit einem schützenden Vordach und Bänken zur Seite versehen ist, oder auch zu den offenen Fenstern die Köpfe hereinstrecken. Treten wir sofort nun aber selbst durch die geöffneten Thüren ein, so befinden wir uns in einem 76 Fuß langen und 20 Fuß breiten Saal, dessen Fußboden durch eine geglättete Kalklage gebildet wird und von oben bis unten mit

Grasmatten bedeckt ist. Die Höhe des Saals im Inneren mag 15 Fuß betragen. Als Decke über unsere Häupter ist ein Mattengeflecht ausgespannt. Oben und unten im Saal stehen einander gegenüber je zwei, viereckige Säulen von unverhältnißmäßiger Dicke, auf denen das Dach ruht. Gegen Nordwest im Hintergrund, aber frei in der Mitte des Saals, steht eine von Stein erbaute Kanzel, weiß getüncht, ein wahres Ungethüm; etliche Schritte vor ihr ein aus demselben Material erbauter Altar, der eben die rechte Größe hätte, wenn die Kanzel nicht viel größer wäre und wenigstens nur auch Eine Stufe ihn vom Boden erheben würde. Das Ganze macht den Eindruck der Reinlichkeit und höchsten Einfachheit, nicht aber den eines guten Geschmacks, was aber den nicht befremdet, der die Geschichte und Verhältnisse der Mission kennt. Sitze befinden sich keine in der Kirche. Auf beiden Seiten der Kanzel werden beim Gottesdienst Stühle aufgestellt, auf welchen die Missionare und ihre Frauen, sowie die europäischen Gäste Platz nehmen. Die Eingebornen sitzen mit unterschlagenen Beinen auf dem Boden. Unmittelbar vor dem Altar ist der Platz der Schulknaben, zu ihrer Rechten und Linken der der Katechistenschüler und Jünglinge. Dann folgt ein freier Durchgang von einer Thüre zu der andern. Nun kommen die Männer, hinter diesen die Anstaltsmädchen unter der Aufsicht einer der Missionarsfrauen, zuletzt die Weiber mit den kleinen und allerkleinsten Kindern.

So viel sah und hörte ich an diesem Tage in Bezug auf die Kirche. Ueber die Gemeinde selbst und den Gottesdienst werde ich später Einiges berichten. Ich brachte den ganzen Tag in unserm Niraschwale-Gehöfte bei unsern Missionaren zu. Am Abend aber machte ich in Begleitung Miss. Greiner's und einiger anderer Brüder einen Gang durch den Bazaar, um auf dem Rückweg nach Balmattha theils die Stadt, theils insbesondere unsere englische Schule und unser neu erbautes Missionshaus neben ihr in Augenschein zu nehmen. Wir gingen die Mercara-Straße hinab fast bis zum Hafen. Dann bogen wir rechts in den untern

Bazaar ein, der auch der Muselmanen-Bazaar heißt. Dieser läuft von der Moschee am Landungsplatz etwa eine Viertelstunde lang in der Richtung von Süd nach Nord. An seinem nördlichen Ende bogen wir abermals um eine Ecke und gingen in östlicher Richtung weiter. Dieß ist der Hindu-Bazaar, auch oberer Bazaar genannt, der noch länger sich hinzieht, als der untere Bazaar. Beide Bazaare bestehen aus zwei Reihen hart an einander angebauter, meist zweistöckiger Häuser, in deren unterm Stockwerk eine Art Kramläden oder Buden sich befinden, in welchen die verschiedenen Verkaufsgegenstände ausgestellt sind. Die Bauart der Häuser ist nichts weniger als großartig oder schön. Die Häuser unserer Dörfer sind geräumiger und in besserem Styl gebaut. Zwar sind die Häuser meist aus Stein aufgeführt; dagegen sind die Stockwerke sehr niedrig, die Eingänge klein und unbequem, die Fenster schmal und niedrig, die Gitter plump. Die Buden nehmen meist die ganze Breite des Hauses ein; gegen die Straße hin sind sie völlig offen; bei Nacht werden sie mit Schiebladen von Dielen geschlossen. Ihre Tiefe beträgt meist nicht 10 Fuß. Der Fußboden ist etwa 2—3 Fuß höher als die Straße und mit Brettern belegt. Es führen jedoch keine Tritte zu den Buden hinauf: der Käufer bleibt auf der Straße stehen oder steigt mit einem mächtigen Schritt hinauf. Die Verkaufsgegenstände werden sehr häufig in Körben staffelförmig aufgestellt. Der Verkäufer steht oder sitzt dann hinter oder neben dem Gerüste, auf welchem die Waaren sich befinden. Im Hindu-Bazaar wird meist mit Lebensmitteln, Gewürz und Spezerei gehandelt. Die Hindu-Kaufleute gehören theils der Krämerkaste, theils der Kaste der Brahminen oder auch andern Kasten an. Auf dem Muselmanen-Bazaar (auf dem indessen nicht bloß Muselmanen wohnen) findet man dagegen fast alles, was man bedarf, insbesondere auch eine Menge europäischer Waaren aller Art, oft zu sehr niedrigen Preisen, nur meist von geringer Qualität. Die Geschäfte sind meist Detailgeschäfte; doch finden sich auch Handelsleute, die im Großen handeln. Die Hauptartikel des Großhandels sind indessen

die Erzeugnisse des Landes, namentlich Reis, von welchem jährlich hundert Tausende von Mudi's (runde Strohbüschel, in welchen der Reis verpackt ist) aus dem Hafen von Mangalur ausgeführt werden.

Wie in allen ostindischen Städten, so verdient auch in Mangalur der Bazaar allein den Namen einer Stadt. Die übrigen Theile der Stadt bilden Hunderte von Baumgärten, in welchen die dürftigen Erdhütten des geringeren Volkes zu Tausenden zerstreut liegen. Eben deßwegen ist denn auch der Bazaar das eigentliche Lebenscentrum der Stadt. Allerlei Volk wogt da durch einander.

Die Bevölkerung von Mangalur ist ein Gemisch von Nationalitäten, Stämmen, Kasten, Sprachen und Zungen. Die Hauptmasse der Einwohner bilden die Tululeute; nicht als ob sie der gebildetste, wohlhabendste, geschickteste oder angesehenste Theil der Einwohnerschaft wären. Es gibt reiche Tulubauern, doch mehr auf dem Lande als in der Stadt. Es gibt sogar Tulu-Brahminen. Nichts desto weniger sind die Tululeute in vielen Beziehungen weniger tüchtig und cultivirt als andere Stämme. Doch hat mich das Landvolk durch seine verhältnißmäßige Gemüthlichkeit angesprochen. Dagegen sind die Tululeute die zahlreichste Classe der Einwohner Mangalur's. Mangalur ist die Hauptstadt des Tululandes (Taulava), das sich vom Tschandragirifluß bis über Kundapur hinaus und vom Meer bis an das Gebirge (Ghats) erstreckt und eine Bevölkerung von mehrern hundert Tausend Menschen in sich faßt. Wie aber an verschiedenen Stellen des Tululandes oft mitten unter den Tululeuten Bruchtheile anderer Stämme sich angesiedelt haben oder zurückgeblieben sind, im Norden Konkanileute (Heiden und Katholiken), im Süden Malajalimleute; ferner eigentliche Canaresen und Muhammedaner; so finden sich auch in der Stadt Menschen verschiedener anderer Stämme und Kasten, viele heidnische Konkani's (Brahminen, Kaufleute und Handwerker), römisch-katholische Konkani's, Malajalimleute, Canaresen und ziemlich viele Muhammedaner (unter diesen auch einige wenige Mopla's), die insbesondere den

Verkehr mit Arabien vermitteln, von wo Datteln, Feigen rc. eingeführt und wofür Lederwaaren, Gewürz, Reis rc. ausgeführt werden. Außerdem hat der Handel Leute aus ganz entlegenen Gegenden Indien's nach Mangalur geführt, z. B. die Guzerati's (wenig zahlreich), Parsi's (gleichfalls nur wenige). Endlich kommt in Betracht, daß das Collectorat Mangalur weit über die Gränzen des Tululandes hinaus reicht, Mangalur die Hauptstadt von ganz Nord- und Süd-Canara ist. In Folge davon sammeln sich die Ueberreste der aus der Zeit der Portugiesen stammenden Indoportugiesen, sowie die von Engländern mit Eingebornen erzeugten Söhne und Töchter (diese beiden Classen werden Halfcasts genannt), aus der ganzen Provinz in Mangalur. Aus demselben Grund liegt eine schwarze Garnison hier, die bald aus diesem, bald aus jenem Regiment besteht, und bald aus dieser, bald aus jener Provinz der Präsidentschaft Madras hieher commandirt wird, und findet sich endlich eine Anzahl Engländer in der Stadt, die einen großen Troß von verheiratheten Knechten, meist Tamilleuten, mit sich führen.

Natürlicher Weise schwirren deßhalb auch allerlei Sprachen in dieser Stadt durch einander. Die Europäer und Halfcasts sprechen englisch und portugiesisch, die Parsi's und Guzerati's Guzerati, die Katholiken und Konkanileute Konkani, die Canaresen canaresisch, die Tamulen Tamil, die Malabaren Malajalim, die Tululeute Tulu., Alle mit einander ein wenig Hindustani. Doch sind die zwei Hauptsprachen Tulu und Canaresisch; das erstere wird fast allgemein verstanden, das Canaresische ist dagegen Regierungssprache und wird schon darum, zugleich aber doch auch, weil es von fast 7 Millionen Hindu's gesprochen wird und eine reiche Literatur besitzt, welche das Tulu nicht hat, von den Vornehmern und Gebildetern vorgezogen. Das Tulu ist ein dem Canaresischen allerdings verwandter Dialekt, doch so von ihm verschieden, daß wer die eine der beiden Sprachen redet, darum noch nicht im Stande ist, die andere auch zu sprechen, ja selbst nur völlig zu verstehen. Beide Sprachen sind sehr

ausgebildet und reich, aber sowohl in ihren Tönen und Formen als in ihrem Bau von unsern europäischen Sprachen so verschieden, daß nur wenige Europäer, ältere Leute gar nicht mehr, im Stande sind, sie so rein sprechen zu lernen, daß sie nicht alsbald als Ausländer erscheinen. Ich bin in Europa oft gefragt worden, wie denn diese Sprachen klingen, ob dem Deutschen oder Französischen oder Englischen ähnlich? Darauf muß ich antworten: keiner dieser Sprachen. Man wollte wissen, ob sie eigentlich wohlklingend seyen? Ich fand sie wohlklingend im Munde der Wohlredenden. Das Tulu mit seinem oft wiederkehrenden, durch die Nase gesprochenen oder im Gaumen hängenbleibenden a noch weniger als das Canaresische. Eine große Schönheit verleiht diesen Sprachen die Eigenthümlichkeit, daß die meisten Worte mit Vocalen endigen. Dagegen benimmt die Vielsilbigkeit der Worte und die damit zusammenhängende Eilfertigkeit der Aussprache dem Wohllaut hinwiederum gar Manches. Beim Gesang konnte ich das Canaresische nicht schön finden; es mag dieß aber vielleicht mehr an der Mangelhaftigkeit des Gesangs selbst als an der Sprache liegen.

Im Allgemeinen verwundert sich gewiß jeder Europäer über die ungemeine Redseligkeit der Hindu's. Man rühmt diese oft überhaupt den Südländern nach. Gewiß ist aber der Araber nicht redselig zu nennen; dem Hindu gebührt hingegen in dieser Beziehung gewiß der Preis selbst vor dem Italiener. Noch mehr als die Redseligkeit, die eben oft die Langeweile des arbeitsscheuen Volkes vertreiben muß, tritt jedoch die außerordentliche Lebendigkeit der Declamation und Action hervor, mit welcher der Hindu zu reden weiß und unwillkührlich redet.

Soll ich dann an dieser Stelle ein Wort über die körperliche und geistige Physiognomie des Volkes sagen, so fand ich es in mehr als einer Beziehung in dieser Hinsicht anders, als man in Europa gewöhnlich meint. Man sagt, die Hindu's seyen schwächlicher Constitution, klein, schmächtig, kraftlos. Es ist wahr, daß sie im Durchschnitt

kleiner sind als die Deutschen; dennoch gibt es nicht bloß hochgewachsene, sondern auch robuste, starke Leute in großer Zahl, Leute, die Lasten tragen und Stundenlang damit forttraben, ohne zu essen und zu trinken, wie es keiner unserer Landsleute zu thun vermöchte. Aber die Hindu's haben Recht, wenn sie meinen, daß wir Europäer mehr zu arbeiten vermögen, weil wir kräftigere Nahrung zu uns nehmen. Das Reisessen und nichts als Reis Jahr aus Jahr ein kann sie nicht stark machen. Die Hautfarbe der Einwohner Ostindiens und so auch Mangalur's ist sehr verschieden. Man findet alle Schattirungen vom Weißen durch Gelb und Braun hindurch bis zum Kohlschwarzen. Manche Hindu's sind viel weißer als ein süddeutscher Bauer; nur fehlt dem Weiß seines Angesichts alles Roth. Die Malabaren sind oft schwärzer als die Galla's und die Neger von Mozambique, die ich gesehen; aber das Schwarz ist reiner als bei jenen. Man glaubt in Europa sehr häufig, die vornehmen Hindu's werden das hellere, die niedrigeren Kasten das dunklere Colorit tragen. In Wahrheit sind aber manche Tier (Tagelöhner) in Malabar viel heller als die Brahminen und die Nair (die höchsten Kasten). Dagegen wird man sagen können, je weiter hinab gegen Süden, um so schwärzer sind im Allgemeinen die Leute. Doch gilt auch dieß nicht als durchgreifende Regel. Offenbar macht die Stammesverschiedenheit immer wieder eine Ausnahme.

Was die Gesichtszüge betrifft, so gibt es wohl kein Land, wo die verschiedenen Stämme nicht bloß im Allgemeinen, sondern auch im Einzelnen ihre so bestimmt ausgeprägten Züge an sich tragen, wie dieß in Indien in Folge der Kastenabsonderung der Fall ist. Die Canaresen und Malabaren sind wohl nicht so verschieden in Beziehung auf ihre Gesichtsbildung, als die verschiedenen Kasten innerhalb der genannten Stammesunterschiede. Viele Kasten erkennt auch der Fremdling bald an ihren Gesichtszügen. Die niedern Kasten, wenn gleich jetzt sehr verschieden von den Negern, erinnern durch Haar und Lippen doch oft an Afrika. Die höhern Kasten nähern sich oft sehr den Europäern.

Und dennoch geht ein Grundtypus durch alle Hindu=Physiognomien, welcher sie bestimmt von dem Europäer unterscheidet. Die Mitte des Gesichtes tritt von oben bis unten entschieden über die Seiten hervor. Die Stirne wie die Schläfe legen sich zurück. Die Nase ragt hervor. Nirgends eine breite Stirne, nirgends ein so ausgebildeter Kiefer, nirgends diese runden Gesichter, wie bei uns. Das Haar ist schwarz und straff, das Auge ausnahmslos schwarz, lebendig und feurig, der Blick beweglich. Viele Physiognomien sind allerdings auch stumpf, aber bei Weitem die Mehrzahl intelligent, viele geistreich. Die Haltung und der Gang sind in auffallendem Grade aufrecht und gerade, leicht und gravitätisch, aber selten fest.

Was die Kleidung betrifft; so behält der Muhammedaner und Mopla, der Parsi und Guzerati, und so auch der Katholik, seine Weise an allen Orten bei. Die alten Muhammedaner tragen einen gefleckten Turban, einen Rock und über demselben einen Gürtel, Pumphosen und Schuhe. Die Mopla's tragen eine eigenthümliche kleine Mütze, weiß mit schwarzen Dreiecken oder aus vielfarbigen Bändern zusammengenäht, was die Form betrifft, ähnlich den Cereviskappen der Studenten, ein weites weißes Wamms und statt der Hosen eine leicht um beide Beine geschlungene Schürze; der Parsi einen am obern Ende nach Innen zweigespaltenen violetten Hut, durchsichtiges weites weißes Hemd, mit einer Schnur statt des Gürtels, weite weiße oder gelbe oder rothe Hosen von Baumwolle oder Seide und Schnabelschuhe. Der Guzerati kleidet sich wie der Hindu, nur sein Turban ist eigenthümlich; dieser ist roth, hoch aufgewunden, vorn in ein Horn auslaufend. Die Katholiken tragen einen weißen Turban, weißen Rock und Dodras (ein Stück weißes Tuch, um beide Beine geschlungen, so daß jedes Mal ein Zipfel vorn über die Kniee hinabfällt). Sie unterscheiden sich nur durch die Form des Turbans von den Hindu's. Die Tracht der Hindu's ist in den verschiedenen Provinzen verschieden. Allenthalben wird das Kopfhaar bis auf einen kleinen Büschel abrasirt, der Büschel aber muß nach Maaß=

gabe des Kastengesetzes an einer bestimmten Stelle stehen und wird bald hängen gelassen, bald geflochten und in eine kleine Schleife zusammengedreht. Jn Canara, wie in Malabar, geht der gemeine Mann fast nackt; er windet nur ein oder zwei kleine Tücher in der Größe unserer Taschentücher um die Lenden. Die wohlhabendern tragen Dodras, wie ich sie eben beschrieben habe, von dunkler Farbe, die Vornehmern weiß, oft mit rothem Rand. Den Oberleib lassen Viele unbedeckt; Manche tragen ein weißes Wamms, die Vornehmern oft einen weißen Rock ohne Kragen mit engen Aermeln, mit Bändern zugeknüpft, darüber einen Shawl, oder statt des Rocks einen großen weißen, mit farbigem Rand versehenen Shawl, den sie auf die mannigfaltigste Weise um sich werfen. Die Kopfbedeckung ist der Turban, dessen Farbe, Stoff und Form nach der Sitte der Kaste sich richtet, und auf dessen Aufwindung immer besonderer Fleiß verwendet wird. Die Priester gehen unbedeckten Hauptes. Die Fußbedeckung besteht bei den Vornehmern in Sandalen; die Geringern gehen baarfuß.

Die Frauen der Muhammedaner sind nach arabischer Sitte gekleidet. Die Mopla-Weiber tragen eine weiße baumwollene Jacke und Schürze. Die Frauen der Parsi's rothe, blaue, gelbe seidene Wämmser und Hosen. Die katholischen Frauen sind am Werktag wie die Hindu-Weiber gekleidet; ihre Sonntagstracht habe ich oben beschrieben. Alle Hindu-Frauen, wie auch die Mädchen, tragen sich in Canara vollkommen gleich; sie tragen ein baumwollenes oder seidenes Kleid (Schire), ein vielleicht 6 oder 7 Ellen langes Stück meist blauen, immer dunkeln Zeugs, gewöhnlich mit rothem oder gelbem Rand. Dieses Stück wird ohne Schnitt, Naht und Saum um den Leib geschlungen, an der linken Seite in viele eine Hand lange Falten gelegt, mit einem Gürtel um die Lenden festgehalten, dann das Ende vorn herauf über die rechte Schulter geworfen und mit der linken Hand so über den Kopf gezogen, daß der eine Zipfel wie das Ende des Halstuchs bei einer Europäerin den Rücken bedeckt, der andere Zipfel dagegen mit der linken Hand in der

Nähe des Kinns oder der Schulter festgehalten wird. Dieses Eine Stück bildet, da die Frauen ohne Schuhe gehen, den ganzen Anzug einer Frau. Dagegen gehört zu demselben, wenn sie eine ehrsame Frau ist, ein Paar Ohrenringe und zwei Nasenringe von Silber oder Gold, der eine der Nasenringe eine Verloque, der andere ein Ring in der Größe eines Thalers, ein Halsband mit einem goldenen Anhängsel, dem Zeichen der Verheirathung, einige Armspangen von Glas, Silber oder Gold und einige Fußspangen von Glas oder Silber.

So viel über den Bazaar in Mangalur und das Volk, das sich auf demselben herumtreibt. Nun zu unserer englischen Schule. Meine Leser finden dieselbe auf dem Stadtplan von Mangalur angemerkt. Sie befindet sich auf dem obern Bazaar in einer der Seitenstraßen, welche sich bei der Cutscherry (Amthaus) des Tahsildars (Oberamtmanns) kreuzen. Stellen wir uns auf den freien Platz an diesem Kreuzwege, so daß wir das Angesicht gegen Norden kehren, so erblicken wir schon von Ferne auf der rechten Seite der gegen Norden gehenden Straße ein kleines zweistöckiges Haus, das die übrigen Häuser überragt; dieß ist die Wohnung Miss. Hoch's. Auf der Nordseite an dieselbe angebaut steht ein längeres einstöckiges Gebäude; dieß ist unsere englische Schule. Hinter den beiden Häusern befindet sich ein kleiner Compound, welcher einen geräumigen Hof bildet, der von Palmen und andern Fruchtbäumen beschattet wird und in einem kleinen Nebengebäude die Küche, die Knechtewohnung und den Kuhstall Miss. Hoch's enthält.

Das Schulgebäude bildet einen einzigen geräumigen Saal von 60 Fuß Länge und 45 Fuß Breite. Das Dach, (ein Ziegeldach) auf 8 gewaltigen Säulen ruhend, dient zugleich als Decke des Zimmers. Für den Lehrer ist ein Katheder da; die Schüler sitzen in Subsellien. In einer Ecke ist ein Gitterverschlag, in welchem die Lehrmittel aufbewahrt werden. Die Erbauung dieses Saales fällt in die Zeit, wo noch Miss. Hebich in Mangalur stationirt war, wie denn auch Er denselben einrichtete. Die Wohnung Miss.

Hoch's, welche an den Saal anstößt, wurde im Jahr 1851 erbaut und war gerade eben vollendet worden. Sie ist das einzige zweistöckige Missionshaus, das sich bei meiner Ankunft in Indien im Besitz unserer Gesellschaft befand. Sie enthält 4 Zimmer für den Missionar und seine Familie und 1 Zimmer zur Wohnung für die Zöglinge der Anstalt für indobrittische Knaben, welche mit der englischen Schule verbunden ist. In der Verandah wurde eine canaresische Schule gehalten. Das Haus, obwohl auf allen Seiten umgeben von Häusern der Eingebornen, ist, weil das zweite Stockwerk über die Hütten der Schwarzen emporragt, für den Seewind zugänglich, und bietet daher eine gesunde Wohnung dar. Es ist klein aber luftig und trocken. Es kostete 2500 Rupien, ist aber ganz von Stein erbaut und mit einem Ziegeldach versehen.

Ueber die Schule selbst erstattete ich im 4ten Heft des Magazins von 1852 umfassenden Bericht; ich beschränke mich daher hier auf wenige Bemerkungen.

Die Bestimmung unserer englischen Schule ist, wie die jeder nach gesunden Grundsätzen eingerichteten Schule, eine gedoppelte. Sie bezweckt religiöse Erweckung und Erneuerung, mit Einem Wort Bekehrung der Hindu-Jugend. Zugleich aber soll sie dieselbe erziehen und bilden für das Leben. Eben deßwegen nimmt der christliche Religionsunterricht die erste und bedeutendste Stelle im Lehrplan der Schule ein; es sind aber zugleich alle diejenigen Fächer aufgenommen, welche unsere sogenannten Realschulen betreiben. Es wird Englisch, Geschichte, Geographie, Mathematik und Naturkunde gelehrt. Daß gerade die Realien vorzugsweise betrieben werden, hat seinen Grund darin, daß die Humaniora für jetzt noch keinen praktischen Werth für heidnische Hindu's haben, realistische Kenntnisse dagegen hohes Bedürfniß für dieselben sind. Das Land bedarf Handwerker, Lehrer, Baumeister, Mechaniker, Techniker aller Art; überdieß thun ihm unterrichtetere Beamten in allen Theilen der Verwaltung Noth. Gelingt es, solche allmählig heranzubilden, so hat dieß nicht allein die ganze Nation, sondern insbesondere

auch die christliche Gemeinde zu genießen. Und werden vollends die christlichen Jünglinge in den Stand gesetzt, als Techniker und Beamte ihrem Vaterlande zu dienen, so muß dieß hinwiederum zur Bekehrung Vieler wesentlich beitragen. Indessen ist die Schule noch nicht auf dem Punkte der Entwicklung angelangt, auf den sie sich nothwendig erheben muß, wenn sie alle die segensreichen Früchte tragen soll, die wir von ihr erwarten. Zwar hat sie ihre erste und zweite Entwicklungsperiode schon durchlaufen. Anfangs hatte sie nur Einen Lehrer, und selbst dieser war nicht für sie allein bestimmt. Es wurde außer der christlichen Religion auch Englisch gelehrt; der übrige Unterricht theilte dagegen mehr nur einzelne Bruchstücke sonstigen Wissens mit. Später, als unsere englischen Freunde der Schule ihre besondere Aufmerksamkeit zuwandten und einen eigenen Fond für dieselbe errichteten, wurde Miss. Hoch für diese Schule allein angestellt, ihm ein Halfcast als zweiter Hauptlehrer und einige Jünglinge als Monitoren beigegeben. Nun wurde der Lehrplan ausgedehnt und ein methodischer Gang angestrebt. Noch aber wurde das Kastengesetz geschont. So stand es, als ich nach Mangalur kam. Die Zahl der Schüler belief sich auf 106, darunter waren 54 Brahminen, 29 Muhammedaner, 28 Hindu's niederer Kasten, 17 Katholiken, 10 Protestauten. Die Schule genoß solchen Credit, daß der Zudrang immer bedeutender wurde. Nun schien es Zeit, die Berücksichtigung der Kastenunterschiede in der Schule für unzulässig zu erklären. Die Folge dieser Erklärung war der Austritt der Brahminen. Bald folgten die Muhammedaner wegen des Religionsunterrichts. Die Zahl der Schüler sank auf 56. Später wurde dann auch noch Hr. May, der zweite Hauptlehrer, auf eine Beamtenstelle befördert. Einen gleich tüchtigen Mann zu erhalten, war unmöglich. Die Committee erkannte deßhalb, es müsse der Lehrplan reducirt oder ein zweiter Missionar an der Schule angestellt werden. Mit ihren Mitteln kann sie das letztere nicht thun; es ist aber alle Hoffnung vorhanden, daß die Regierung nun der Gesellschaft unter die Arme greifen und uns die Anstellung

eines weitern Missionars möglich machen werde. Die frühern Lehrer der Schule waren Miss. Mögling, Sutter und Weigle. Schon seit einer Reihe von Jahren ist dagegen Miss. Hoch Vorsteher und erster Lehrer derselben. Er ist geboren den 6. Mai 1821 zu Buus im Kanton Basel, studirte Theologie auf der Universität Basel, trat dann aber im Jahr 1842 ins Missionshaus ein. Im Jahr 1846 wurde er nach Mangalur ausgesandt und ihm die englische Schule als Wirkungskreis angewiesen. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, ziemlich kräftig gebaut, aber nervös und eben deßwegen körperlich nicht so stark, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. Seine Gesichtszüge, die Modulation seiner Stimme und seine Bewegungen deuten den Sanguiniker an. Sein Auftreten und seine Manieren sind angenehm. Er gehört zu denjenigen Menschen, zu denen sich der Fremde hingezogen fühlt und mit denen man immer wieder gerne zusammentrifft. Im Charakter Hoch's tritt uns besonders Wohlwollen gegen Jedermann und Eifer für alles Gute entgegen. Freundlichkeit, Dienstfertigkeit und Aufopferungsfähigkeit, stete Bereitschaft, wenn es gilt, etwas Neues in Angriff zu nehmen, große Leichtigkeit, sich in verschiedene Lebenslagen zu finden und in Verlegenheiten sich zu helfen, entschiedenes Streben, nicht nur Kleines und Unvollkommenes, sondern etwas Tüchtiges und Ganzes zu wollen und zu vollbringen, bilden die eine Reihe von Eigenthümlichkeiten seines Wesens; die idealen Naturen immer mehr oder weniger anhaftende Rastlosigkeit und eine gewisse Neigung zu allzugroßen und über das praktische Bedürfniß hinausgehenden Anforderungen an sich selbst und Andere, wie mir scheint, die andere Reihe. In seiner Jugend hatte Miss. Hoch eine Zeitlang in Beuggen, eine Zeitlang auch in der Erziehungsanstalt seines Vaters gelebt. Daher schreibt sich wohl seine vorwiegende Neigung zum Schulfach. Beuggen ist sein Ideal, das noch durch alle seine Plane und Arbeiten bestimmend und leitend hindurchwirkt. Die Gründung eines canaresischen Schullehrerseminars ist der Wunsch seines Lebens. Dieß war denn auch der Grund, warum er

für das Schulwesen, zunächst für die englische Schule in Mangalur bestimmt wurde und noch an der letztern steht. Es ist ihm zwar auch ein Antheil an der englischen Predigt zugewiesen; seine Hauptarbeit aber ist der Unterricht an der englischen Schule mit der Erziehung einiger indobrittischer Knaben, die Instruction der unter seiner Leitung arbeitenden Lehrer und die Abfassung der nöthigen englisch-canaresischen Schulbücher. Gewiß hat ihn auch der HErr der Gemeinde dazu vorzüglich befähigt. Je mehr er allen bloßen Formalismus, der in seinem Gedächtniß festsitzt und ihn zuweilen noch beherrscht, in seinem Denken und Lehren überwindet, und mit je größerer Freiheit und Selbstständigkeit er den pädagogischen und didaktischen Stoff, der sich in ihm angehäuft hat, durchdringt, sichtet und fruchtbar machen lernt, um so sicherer wird er auch das ihm vorschwebende Ziel erreichen und um so reichere Früchte wird seine Arbeit tragen.

Doch wir müssen den Rückweg nach Balmattha antreten, denn der Abend ist in Indien kurz, und bereits steigen am östlichen Himmel Wolken auf, welche den Einbruch der Nacht verkünden.

Wir sind bereits durch einen großen Theil der Stadt gewandert, und eine große Mannigfaltigkeit von Erscheinungen ist an uns vorübergegangen. Indien hat Millionen Götter und muß darum sehr religiös seyn; noch aber ist uns nicht das Mindeste entgegen getreten, was uns an die Götter und die Gottesdienste der Hindu's erinnert hätte. Nur die Kastenzeichen haben wir bemerkt, die mit der Religion des Volkes in Verbindung stehen. Nur selten erblickten wir Einen, der seine Hände in heilige Asche getaucht und damit gerade so viele grandiose Striche, als er Finger hatte, von beiden Schultern zur Brust gezogen hatte. Einen Götzen aber haben wir nicht erblickt, eben so wenig einen Tempel. Meine Freunde werden sich vielleicht darüber wundern, wie ich mich darüber verwunderte. In Wahrheit ist es aber eben wirklich so, daß man in einer Stadt, wie Mangalur, Wochen lang leben, täglich ausgehen kann und

von dem Götzendienst nicht eben sehr viel inne wird. Ja man kann in die Vorhöfe der Tempel hineintreten und findet Niemand, nicht einmal einen Priester. Selbst an berühmten Götzenplätzen, wo große, weit berühmte Tempel stehen, findet man diese oftmals völlig leer. Nur einige Male sah ich Hindu's ihren Göttern Opfer bringen, selten habe ich einen beten sehen. Manchem mag das als ein günstiges Zeichen erscheinen, er schließt daraus, daß die Hindu's ihre Religion im Herzen tragen, ihr Gebet fürs Kämmerlein aufsparen, oder, wenn er ein Missionsfreund ist, daß die Hindu-Religion offenbar im Zerfall begriffen sey. Beides aber wäre falsch geschlossen. Vielmehr muß man eben mit dem Götzendienst näher bekannt seyn, um überall die Spuren seines Daseyns zu erkennen. Ich hatte an jenem Tage bereits in mehreren Höfen eine kleine viereckige Erhöhung aus Erde gesehen, auf der einige Pflanzen wuchsen; ich brachte sie in keine Verbindung mit dem Götzendienst. Später erfuhr ich, daß es eine Art Hausaltar sey, auf dem eine heilige Pflanze (Tulasi) gepflegt wird. Gleicherweise wandelt man zuweilen an Bäumen vorbei, die ummauert sind, wie man sie oft bei uns ummauert, um die Wurzeln zu schützen. Unser einer denkt dabei an nichts Heiliges. Und doch sind dieß Heiligthümer, von welchen der Hindu alles Mögliche zu erzählen weiß. Sodann ist es eben ein Irrthum, wenn man in der Christenheit glaubt, der Heide walle andächtig, wie unser Christenvolk, zu seinen Festen und zu seinen Heiligthümern. Ich habe Hunderte zu Festen wallen sehen und zu den Tempeln gehen, ohne eine Spur von hehren und heiligen Gefühlen. Man geht zu den Festen wie zum Tanz. Der Götzendienst ist im Vergleich mit der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit Tändelei und Spiel. Endlich bewegt sich das religiöse Leben der Hindu's vor Allem um die Haus- und Familiengötzen und entfaltet der öffentliche Götzendienst seine höchste Herrlichkeit bei Nacht. Da schimmern vielfarbige Lampen im Grün der Gärten und Haine; da leuchten die bengalischen Feuer auf; da strahlt der Lichterkranz, der die Bildsäule des Gottes um-

gibt, in hundertfachem Glanze aus den Tempelhallen wieder; da klingt's und wird es laut. So ist's auch in Mangalur. Ob wir gleich auf dem ganzen Weg durch die Stadt bisher noch keinen Tempel fanden, so fehlt es doch auch in Mangalur nicht an solchen. Eben weil uns unser Weg nun an einigen Tempeln vorüberführt, habe ich diese Bemerkungen über den Götzendienst im Allgemeinen vorausschicken wollen.

Mangalur hat nicht viele Tempel. Auf dem oberen Bazaar und in seiner Umgebung finden sich dagegen deren mehrere sehr nahe beisammen, wie wir auf dem Stadtplan angegeben finden. An einigen derselben gingen wir an jenem Abend noch vorüber. Später trat ich mit Miss. Mögling einmal am Tage in die Vorhallen eines derselben ein. Alle diese Tempel in der Stadt selbst sind jedoch weit weniger bedeutend als der Kaderi-Tempel,*) eine halbe Stunde draußen vor der Stadt, und viele andere Tempel im Land umher. Von außen betrachtet erkennt sie der Fremdling wirklich nicht als Gebäude von besonderer Bedeutung. Sie bilden gewöhnlich eine viereckige Halle von sehr mäßiger Größe, höchstens 80—100 Fuß betragend. Der hintere Flügel, in welchem die Bildsäule des Gottes sich befindet, ist das eigentliche Heiligthum. Die anderen drei Seiten bilden nach innen offene Hallen, die auf kunstreich gearbeiteten Säulen ruhen. Dieses Innere des Tempels entfaltet einigen Glanz und einige Schönheit. Von der Straße angesehen dagegen bieten die Mangalur-Tempel rein nichts dar, als eine kahle Wand von nicht sehr beträchtlicher Höhe; die Thüre unterscheidet sich in nichts von einer gewöhnlichen Hausthüre, und nicht etwa eine schöne Treppe, sondern eine unförmliche und unbequeme Staffel führt zu ihr hinauf. Auch stehen sie ganz in der Flucht der Straße; die Nachbarhäuser sind so nahe an sie hinan-

---

*) Von diesem Tempel habe ich eine Abbildung von Indien nach Hause gesendet, die seiner Zeit dem Heidenboten beigelegt worden ist.

gerückt, als wären sie gewöhnliche Häuser. So die Tempel in der Stadt Mangalur. Ich muß bekennen, der Eindruck, den sie auf mich machten, war der der Geringfügigkeit und Armseligkeit. Und doch sind dieselben noch großartig im Vergleich mit den winzig kleinen Tempelchen, welche das Landvolk zu Ehren seiner Bhuten auf den Feldern umher errichtet hat, und die Puppenhäuschen, daß ich so sage, welche man einzelne Hindu's gleichsam ex tempore geschwind ihren Götzen da oder dort aus Matten und Zweigen auf freien Plätzen und an den Straßen erbauen sieht.

Der Cultus, dem die beschriebenen Mangalur-Tempel angehören, ist der Wischnu-Cultus; der Kaderi-Tempel ist dem Schiwadienst geweiht. Beide Culte gehören dem uralten Religionssystem der Brahmanen an. Neben dem Religionssystem der Brahmanen sind dann aber, wie in ganz Indien, so auch im Tululande mehrere andere Formen des Heidenthums einheimisch, deren Ursprung und Alter zwar ungewiß ist, jedenfalls aber auch in das höchste Alterthum zurückgeht. Hieher gehört, wenn wir die Religion der Feueranbeter, der die Parsis huldigen, um der äußerst geringen Anzahl der im Tululand lebenden Parsis willen übergehen wollen, der Bhuten- oder Dämonendienst, dem insbesondere die niedereren Kasten ergeben sind, und die Religion der Dschaina's, welche dem Bhuddhismus, jener über ganz Asien verbreiteten und unter allen Religionen die meisten Bekenner zählenden Religion, verwandt und ohne Zweifel aus ihm hervorgegangen ist. Es ist, auch abgesehen von dem Umstand, daß der Muhammedanismus über ganz Indien hin verbreitet ist und Millionen von Anhängern zählt, eine irrige Ansicht, wenn in Europa, selbst in gebildeten Kreisen, immer noch so Viele meinen, das in Ostindien dem Christenthum gegenüberstehende Heidenthum bilde ein in sich einiges Religionssystem, das uralt und unverändert sich auf unsere Zeit herab vererbt habe; oder wenn so Viele noch sich vorstellen, der Brahmanismus wenigstens sey ein in sich abgeschlossenes und fertiges System, das seit Jahrhunderten sich gleich geblieben, höchstens

von einer Stufe der Depravation zur anderen herabgesunken sey. Wir sehen vielmehr bis in die neueste Zeit herab den Bhutendienst, den Buddhismus (und das Dschainathum) und den Brahmanismus neben einander fortbestehen. Es ist immer noch nicht mit Sicherheit zu bestimmen, ob der Brahmanismus oder der Buddhismus älter ist. Während man früher die frühesten heiligen Schriften der Brahmanen in die ältesten Zeiten der vorchristlichen Welt zurückdatirte, haben Neuere sie in die ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung versetzt, während die Zeit Buddha's in das sechste Jahrhundert vor Christo fallen soll. Noch ist nicht gewiß, ob der Dämonendienst wirklich die ursprüngliche Volksreligion der Bewohner Hindustans oder wenigstens des Südens der Halbinsel war, wie Viele glauben, und was allerdings viele Wahrscheinlichkeit hat. Gewiß ist nur, daß die Brahmanen, wie sie als Eroberer alle politische Macht an sich rissen, so auch überall ihrer Religion die übrigen Culte unterwarfen. Dagegen hat der Brahmanismus niemals vermocht, die beiden anderen Religionen völlig zu überwältigen. Vielmehr hat er sich oft vor den Bhuten selbst gebeugt und dem Buddhismus mannigfachen Einfluß auf sich verstattet. Und wiederum sind aus dem alten Stamm dieser drei Religionsformen selbst immer wieder neue Gestaltungen emporgeschossen, welche sich bekämpften, verdrängten oder auch wieder versöhnten und selbst vermählten und neue Bildungen hervorbrachten. In der That ist das heidnische Indien so wenig geeinigt und eins in religiöser Beziehung, daß, wer eines augenfälligen Beweises bedarf, daß der natürliche, der gefallene Mensch niemals zur Ruhe kommt, niemals die Wahrheit findet, wenn er sie auch sucht, nie für die Dauer mit Gleichgesinnten sich zu verbinden und zu einigen vermag, nur nach Indien hinaus zu gehen braucht, um auf jedem Schritt sich zu überzeugen, daß die natürliche Religion in sich selbst zerfällt. Dagegen wäre es sicherlich ein Irrthum, wenn wir behaupten wollten, daß jede neue religiöse Schöpfung auf dem Grund und Boden des ostindischen Heidenthums eine

Depravation der vorangegangenen Schöpfungen gewesen sey. Es ist nicht schwer zu beweisen, daß es auch Reformationen und Verbesserungen auf dem Gebiete des ostindischen Heidenthums gab und bis in die Neuzeit herein gegeben hat. Gewiß aber schöpften die heidnischen Sectenstifter der christlichen Zeitrechnung oft, ohne es zu wissen, aus Quellen, die, indirect wenigstens, Zuflüsse vom Gebiet der Offenbarung erhielten, oder das Gute an ihren Schöpfungen war doch nur eine rein menschliche Erfindung, die sich selbst wieder überleben mußte, und deren Unzulänglichkeit die Vergeblichkeit alles Ringens und Bemühens der sich selbst überlassenen Menschheit nur in immer klareres Licht setzte.

Kann sich von der Wahrheit dieser allgemeinen Sätze Jeder leicht überzeugen, der sich ein wenig in Indien umsieht, so ist es dagegen in hohem Grade schwierig, über die concrete Gestaltung der verschiedenen Culte in den einzelnen Provinzen und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander, über die Vertheilung der einzelnen Religionsparteien und Secten über die Provinzen hin, ihre numerische Stärke, ihr gegenseitiges Verhältniß, ihre Ordnungen und Heiligthümer etwas Genaues und Vollständiges zu ermitteln. Da ich hoffe, das mir zur Darstellung dieser Verhältnisse auf unserem Missionsgebiet zu Gebot stehende Material später sorgfältiger durcharbeiten zu können, beschränke ich mich auf folgende kurze Notizen und Bemerkungen.

Wie bereits bemerkt, steht auch im Tululand und in der Provinz Canara der Brahmanismus als das herrschende System da. Dagegen ist es wohl noch eine Frage, ob diese Religionspartei im Tululand die numerisch bedeutendste sey. Unter dem Tuluvolk scheinen die Bhutendiener zahlreicher zu seyn als die Anhänger der Brahmanenreligion. Die wenigst zahlreiche Partei bilden die Dschains.

Fragen wir nach dem gegenseitigen Verhältniß der verschiedenen Culte, in welche das Brahmanenthum selbst wieder auseinander geht, so herrscht in der Provinz Canara

der Wischnudienst entschieden vor. Er knüpft, wie allenthalben im gegenwärtigen Zeitalter, an die vermeintliche Menschwerdung Wischnu's in Krischna an und ist deßhalb vorzugsweise Krischnadienst.

Der Hauptsitz dieses Cultus im Tululande ist Udapi, einer an Tempeln und Klöstern reichen Stadt, 15 Stunden nördlich von Mangalur, an der Küste gelegen. Dort residirt, so zu sagen, der Oberpriester des Landes, der einer bestimmten Reihenfolge nach aus den 8 Swami's genommen wird. welche den dort befindlichen 8 Klöstern vorstehen und jedes Mal 2 Jahre regiert.

Der Schiwadienst erscheint im Tululand und Canara überhaupt, in seiner älteren mit dem Brahmanenthum und Kastenwesen mehr befreundeten Gestalt. Der Lingaitismus, seine dem Brahmanenthum schroffer gegenüberstehende Form, erscheint in dieser Provinz mehr nur sporadisch. Seine Anhalts- und Mittelpunkte hat der Schiwa-Cultus in diesem Lande in 5 berühmten Stiftungen, von denen der Kaderi-Tempel in Mangalur eine ist.

Geeinigt erscheinen die beiden Culte dagegen in Subramanja, einem Wallfahrtsort im Innern des Landes, ungefähr 24 Stunden östlich von Mangalur auf den Ghats gelegen.

Das Dschainathum, welches wie gesagt, aus dem Buddhismus hervorgegangen ist, schließt sich zwar in vielen Punkten an das brahmanische System an, unterscheidet sich aber doch wesentlich von demselben. Nüchterner und sittlicher als das Brahmanenthum, mehr auf Philosophie als Mythologie beruhend, verwirft es die Unzahl der brahmischen Götter, aber freilich nur um seine Heiligen selbst wieder zu vergöttern. Heilige (Dschain's genannt) in betender Stellung, d. h. sitzend mit unterschlagenen Beinen, die Hände aufhebend, gleich den Heiligen der katholischen Kirche, sind seine Götzen. Der Stifter der Dschain-Secte ist Mahavira, auch Parswanatha genannt (nach Einigen 600 a. Chr.), seine berühmtesten Schüler Indra Bhuti (auch Gautama Swami genannt) und Sudharma. Die Tempel

der Dschain's, für Jeden erkennbar, der einmal einen gesehen hat, sind Meisterwerke der Baukunst. Wir werden später Gelegenheit haben, mehrere derselben zu betreten. Man streitet über die Zeit ihres Ursprungs, wie der Secte, der sie angehören. Das colossale Bild Gautama's im Tempelhof zu Karkala soll die Inschrift 1431 tragen. Daß vom 10ten bis 12ten Jahrhundert das Dschainathum in hoher Blüthe stand, darf wohl angenommen werden, auch wenn dasselbe schon im Alterthum seinen Anfang genommen haben sollte. Eine unumstößliche Thatsache ist jedenfalls, daß das Dschainathum in nicht zu fern gelegener Zeit in Canara herrschend war, und insbesondere im Tululande eine Periode hohen Glanzes gehabt hat. Davon zeugen nicht bloß die Tempel der Dschains in Muddbiddri, Karkala, Gairsoppa (Gersoppe) und andern Orten, sondern auch die Paläste der Dschainkönige, welche theils in Trümmern liegen, theils noch zu sehen sind; beides Denkmäler, welche nicht bloß zum Größten gehören, was das Tululand besitzt, sondern wirklich Alles weit hinter sich lassen, was das Brahmanenthum in diesem Theil von Indien aufzuweisen hat. Alle diese Herrlichkeit der Dschaina's ist jedoch vergangen, die Paläste sind verödet, ihre Städte sind zerstört und ihre Heiligthümer selbst stehen ziemlich verlassen da.

Der Bhutendienst, die Religion der niederen Kasten des Tululandes, sowie einiger wilder Stämme, welche das Gebirge bewohnen, ist Dämonendienst. Die Bhuta's sind theils Teufel, theils Geister von Verstorbenen. Einzelne der Bhuta's sind besonders gefürchtet. Der Haupt-Bhuta befindet sich in den Wäldern des Gebirgs; ganz wie die westafrikanischen Neger ihre Fetischplätze in den Waldregionen der Berge haben. Man hat diese Bhuta's für Heroen der Vorzeit halten wollen; damit stimmen aber wenigstens die jetzigen Volksvorstellungen nicht zusammen. Sie sind vielmehr Qualgeister, die das arme Volk beständig in Furcht und Schrecken erhalten, ihm alle möglichen Uebel zufügen, ja die Leute leibhaftig besitzen. Der Bhutendienst

ist also wesentlich nicht Götterdienst, sondern Dämonendienst. Natürlicher Weise gehen aber beide im praktischen Leben in vielen Köpfen eine gewisse Verbindung ein, zumal wenn die verschiedenen Culte so nahe sich beisammen finden und der eine Cultus als Herrscher auftritt. Daher läuft wohl auch der Bhutendiener den Götzen der Brahmanen nach und bringt auch ein Brahmine bisweilen einem Bhuta ein Opfer dar. Die Götzenbilder, welche wir bei den Bhutendienern finden, haben bald die Gestalt eines Schweines oder eines Hahns, bald die eines Menschen in seltsamer Kleidung, mit einem mächtigen Schwert. Die Tempel der Bhuten sind geringfügige Gebäude, oft Capellen der armseligsten, winzigsten Art, kaum etliche Fuße hoch und breit. Sie sind ihrer größeren Zahl nach Eigenthum der Priester, die sie nach ihrer Willkühr errichten, wo es ihnen am vortheilhaftesten erscheint. Die Priester der Bhuta's gehören nicht der Brahminenkaste an, sondern sind Leute aus der Kaste der Reisbauern und Palmweinzieher, unwissende und ungebildete Leute, doch meist hervorragend durch Verstand und Thatkraft, sehr oft selbst überzeugt von der Richtigkeit und Verwerflichkeit ihres Treibens.

3. Erste Conferenz. Unterredung mit einer Anzahl Brahminen. Der Kaderi-Tempel. Kirchgang. Unterredung mit Missionar Würth. Besprechung der Angelegenheiten der Werkstätten. Der Gang zum Leuchtthurm.

Am 17. October begann ich meine Visitationsarbeiten mit einer Conferenz, zu welcher sämmtliche in Mangalur anwesende Missionare und Missionarsfrauen eingeladen wurden. Es nahmen an derselben 12 Missionare und eine der Frauen Theil. Ich begann mit einem Gebet, das mir in diesem Augenblick, wo ich eine eben so große als verantwortungsvolle Arbeit begann, wirklich aus tiefster Seele kam. Miss. Kullen übernahm das Secretariat. Sodann legte ich das Schreiben der Committee an sämmtliche Missionare und Missionsgehülfen unserer ostindischen Stationen

vor, das theils meine Aufgabe, theils meine Vollmachten bezeichnete. Daran knüpfte ich einige erläuternde Bemerkungen über die das Allgemeine und das Besondere betreffenden Aufträge, sowie die specieller motivirte Bitte um brüderlich offenes Entgegenkommen und freundliche Unterstützung meiner Absichten von Seiten der Brüder. Die Missionare, zur Gegenäußerung aufgefordert, sprachen sich dann auch der Reihe nach aus. Ihre Aeußerungen gingen alle dahin, sie seyen überzeugt, daß der Schritt, den die Committee gethan habe, indem sie Einen aus ihrer Mitte gesandt habe, um mit eigenen Augen zu sehen, was sie seyen und zu Stande gebracht haben, nöthig gewesen sey für die weitere Entwicklung und Begründung unseres Werkes. Auch hegen sie die gewisse Zuversicht, daß der Besuch des Inspectors reichliche Früchte tragen werde. Miss. Mögling gestand offen, daß er auch schon trübe Gedanken und Besorgnisse gehegt, setzte indessen hinzu, dieselben seyen verflogen wie die Wolken. Die Industriebrüder erklärten, die Visitation sey ihnen schon längere Zeit als der einzig mögliche Weg erschienen, ihre Angelegenheiten zur endlichen Entscheidung zu bringen, und sie seyen es zufrieden, wie dieselbe ausfallen möge.

Nach dieser Einleitung legte ich die Aufträge des verehrten Frauenvereins für die weibliche Erziehung in den Heidenländern vor. Sodann erstattete ich Bericht über die im Kreis der Committee zu Basel vorgegangenen Veränderungen und den Stand der Dinge in der Heimath. Endlich wurden die Instructionen der neu eintretenden Missionare Kullen, Kaundinja und Plebst mitgetheilt, und über die Reihenfolge, in welcher die Geschäfte erledigt werden sollten, Berathung gepflogen.

Am Schluß der Sitzung wurde der Wunsch geäußert, sämmtliche Protocolle der zu haltenden Conferenzen möchten lithographirt und sämmtlichen Stationen mitgetheilt werden. Ich ertheilte diesem Antrag meine Genehmigung. Miss. Greiner schloß mit Gebet.

Hatte mir schon die Reise nach Indien hinaus und der erste Eintritt in den Kreis unserer Missionare die Gewiß-

heit verbürgt, daß ich nicht vergeblich die Visitationsreise unternommen habe, so wurde ich in dieser Hoffnung durch diese erste amtliche Verhandlung mit unsern Missionaren in Mangalur noch mehr bestärkt. Ich kann es kaum in Worte fassen, wie mir zu Muth war, als ich mitten im Heidenland, von 12 Missionaren umgeben, mich über die große Angelegenheit der Bekehrung Indien's berathen durfte. Besonders wohlthuend aber war mir die Wahrnehmung, daß sich mir, obgleich ich als ein der Mehrzahl der Missionare persönlich Unbekannter in diesen Kreis herein trat, die Herzen der Brüder von Schritt zu Schritt mehr öffneten, und dieselben alle, obgleich die Entscheidungen, welche erfolgen mußten, ihre Personen nothwendig sehr nahe berühren mußten, sich von vorn herein völlig entschlossen und bereit zeigten, allen Anordnungen der Committee sich willig zu unterziehen und zu Allem, was ihnen etwa auferlegt würde, sich willenlos herzugeben. Darum verlebte ich denn auch den Rest des Tages in sehr froher Stimmung, ungeachtet mich heftige Zahnschmerzen, von denen ich im Anfang meines Aufenthalts in Indien oft in hohem Grade gequält war, lange keinen Schlaf finden ließen.

Am 18. October Nachmittags hatte ich eine mehrstündige Unterredung mit etwa 20 Brahminen in dem an mein Zimmer stoßenden Besuchszimmer. Seit unserer Ankunft in Mangalur war Miss. Kaundinja jeden Tag von Morgens bis Abends von besuchenden Brahminen in Anspruch genommen. Die Leute waren überaus freundlich und zuthunlich, wie wir Schwaben sagen. Die Missionare selbst, nicht bloß wir Fremdlinge, wunderten sich über diese Haltung der Brahminen. Selbst die Frauen aus Kaundinja's Verwandtschaft waren, so schüchtern die Frauen der Hindu's insbesondere den Weißen gegenüber sonst zu seyn pflegen, sehr zugänglich. Auch an jenem Nachmittag war das Besuchszimmer wieder voll, und da ich meiner Zahnschmerzen wegen in jenem Augenblick zu anderer Arbeit untüchtig war, wollte ich mit den Brahminen auch einmal selbst reden. Miss. Mögling dolmetschte. Ich fand Greise und Jünglinge

im Zimmer umher, die Einen auf dem Boden sitzend, die Andern stehend; auch Kaundinja's Sanskritlehrer war da. Später kamen noch Mehrere herbei. Das junge Volk stand in meiner Nähe und hinter mir. Ich setzte mich auf ein Sopha und begrüßte die Gesellschaft. Ich sprach von Kaundinja's Aufenthalt in Basel, von unserer Anstalt, von dem Zweck meiner Reise, von unserer Bereitwilligkeit, Mangalur das Wort des Lebens zu bringen, von der Seligkeit der Kinder Gottes, von der Wiedergeburt, von dem Rathe Gottes über Mangalur und der Pflicht seiner Bewohner, das angebotene Heil anzunehmen. Alle hörten still, aufmerksam und ernst zu, insbesondere die Jüngern, unter denen manche alte Freunde Kaundinja's waren. Bisweilen machte einer der alten Herren eine anerkennende Bemerkung; Niemand aber wollte, wie es scheint aus Höflichkeit, dem Fremdling widersprechen. Für mich waren es einige liebliche Stunden. Wäre nicht eine so weite Kluft zwischen Hören und Glauben befestigt, und gingen nicht der Stunde der Neugeburt allenthalben Stunden der Angst und der Wehen voran, ich hätte glauben können, solchen Leuten das Evangelium zu predigen müsse eine höchst anziehende und süße Beschäftigung seyn. Aber obwohl ich mich zu diesem mit so vielen natürlichen Vorzügen reich ausgestatteten und im Umgang besonders liebenswürdig erscheinenden Volke sogleich in hohem Grade hingezogen fühlte, täuschte mich doch die freundliche Außenseite der um mich versammelten Gesellschaft keinen Augenblick. Deßwegen betete ich, während Miss. Mögling allemal meine Worte dolmetschte, unablässig zu Gott, Er möge Kaundinja's Rückkehr und auch diese Besprechung nicht vergeblich seyn lassen. Auf der andern Seite hätte ich wünschen mögen, die Missionsfreunde der Heimath hätten es mit ansehen können, mit welcher Aufmerksamkeit und mit welchem Interesse die versammelte Brahminenschaar unserer Unterredung zuhörten, und wie geduldig sie sich selbst das sagen ließen, der HErr Jesus werde Besitz von ihrem Land und von den Herzen ihres Volkes nehmen.

Am Abend jenes Tages machten wir einen Spaziergang zu dem schon öfters genannten Kaderi-Tempel. Er liegt eine kleine halbe Stunde nordöstlich von der Stadt in der schattenreichen Nische eines Thaleinschnitts, der nördlich von dem Flagstaff-Hügel von der See gegen die hinter der Balmattha liegende Höhe sich heraufzieht. Wir traten zum nördlichen Balmatthathor hinaus auf die Mercarastraße, wanderten in ihrem Schatten fort, immer Hrn. Anderson's Compound zur Linken, bis zu dessen nordöstlichem Ende, dann wandten wir uns links in der Richtung gegen die Vorstadt Bokapatna. Die Straße senkte sich nun leise gegen das Thal hinab. Links auf der Höhe schaute da Hrn. Anderson's Haus, in einiger Entfernung Hrn. Maltby's Wohnung und weiterhin auf einer gegen Nordwest vorspringenden Terrasse der Court zu uns herab. Bald aber schlugen wir einen Seitenweg nach Rechts ein, der uns an einem heiligen Baum vorüber in ein kleines Thal hinab führte, das in dem Schatten seiner reichen Palmen und Tschäckbäume einige Hütten und einen Teich birgt, dessen grüner Wasserspiegel mit Lotospflanzen ganz überdeckt war, die gerade ihre prachtvollen weißen Blüthenkelche entfalteten, die in den heiligen Sagen der Hindu's eine so große Rolle spielen. Dann steigt der Weg wieder ein wenig an, und bald steht man an einer Pforte, welche in den Vorhof des Tempels führt. Dieser ist offenbar eine von Menschenhänden geebnete Terrasse, nur wenig erhaben über den Fuß des Hügels, viereckig, auf der hintern, sowie theilweise auf der linken und rechten Seite in den Berg hinein gegraben. Eben deßwegen steigt man vom Vorhof aus auf steinernen Terrassen, deren sich gegen Hinten mehrere über einander erheben und die jedes Mal eine steile Treppe von einer Anzahl hoher Stufen bilden, den Hügel hinan, an welchem gepflasterte Wege sich hinziehen, die ohne Zweifel für die Festprozessionen bestimmt sind. Auf der ersten Terrasse springt rechts eine klare Quelle hervor, welche das beste Wasser in Mangalur liefert. Eine steinerne Wasserleitung führt sie in

ein in viele steinerne Vierecke getheiltes Bassin, gleichfalls auf der ersten Terrasse hinten in den Berg hinein gegraben und von der zweiten Terrasse umgeben. In diesem heiligen Teich badet sich das Volk, Männer und Weiber durcheinander. Selbst den Christen war früher der Zutritt verstattet. Erst neuerdings sahen sich die Missionare mit ihren Knaben genöthigt, sich zurückzuziehen. An den übrigen Seiten des Vorhofs befinden sich eine Anzahl unbedeutender Gebäude, wenn ich nicht irre, Wohnungen der Priester, Magazine für die heiligen Geräthschaften 2c. Unter einem Schopf, der in der linken Ecke steht, sehen wir den Götzenwagen, der jedoch keiner von den größten ist und, wiewohl auch an ihm, wie gewöhnlich, mancherlei Schnitzwerk zur Verzierung angebracht ist, nicht schön genannt werden kann, sondern alt und zerfallen aussieht. In der Mitte des Vorhofs steht das Tempelgebäude, das ich, weil ich mich nicht entschließen konnte, dem falschen Gott zu lieb die Schuhe auszuziehen, jedoch nur von Außen sah. Das eigentliche Heiligthum ist eine viereckige, wie ein Thurm in der Mitte des innern Vorhofs sich erhebende Pagode, etwa 4 Stockwerke hoch, in eine große Kuppel sich endigend, die an den 4 Ecken von kleinern Kuppeln umgeben ist. Der Styl ist rein und hübsch. Das Material, aus dem das Haus gebaut ist, ist ein Stein, der wohl nicht aus einem Mangalur-Steinbruch genommen wurde. In dieser Pagode thront der Götze, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, gerade in der Mitte derselben, so daß sein Bild von den 4 Thüren aus, welche zum Heiligthum führen, gesehen werden kann. Was das Bild desselben vorstellt, habe ich nicht erkennen können, denn der Gott wohnt nicht im Licht, sondern im Dunkeln. Dieß ist, wie gesagt, das eigentliche Heiligthum. Neben demselben, an der südöstlichen Ecke, steht ein heiliger Baum (ein Feigenbaum), an der nordöstlichen ein kleineres Gebäude mit einem eigenthümlichen Dach, wie ich es öfters bei den Tempeln des Tululandes sah. Alles dieses aber, d. h. die Pagode, der heilige Baum und jenes kleinere Gebäude in der Ecke, sowie der ganze innere Hofraum, ist von einer Halle von

wohl mehr als 100 Fuß im Gevierte umschlossen. Diese ist jedoch ohne Zweifel jüngern Ursprungs und bietet nichts dar, was besonders merkwürdig genannt werden könnte. Sie ist einstöckig, so daß die Pagode und jenes Gebäude in der Ecke sie weit überragen. Das Dach ist ein gewöhnliches Ziegeldach. Gegen Außen bietet sie nichts dar, als eine kahle Wand, an der rings herum ein Lattenwerk angebracht ist, das zur Aufstellung der 1000 Lampen dient, von welchen das Heiligthum zu Zeiten beleuchtet wird. Auf jeder Seite, und zwar jedes Mal in der Mitte, ist eine Thüre angebracht, welche vom äußern in den innern Vorhof führt, jede derselben aber gleicht einer gewöhnlichen Hausthüre. Seitwärts vom Tempelgebäude, in der Nähe der h. Quelle, erhebt sich sodann aus dem äußern Vorhof auch noch eine schlanke eherne Säule von 40—50 Fuß Höhe, welche bis zur Spitze beleuchtet werden kann, und deren 100 Lampen an festlichen Tagen weithin durch die Wipfel der Palmen, welche im Hintergrunde des großen Vorhofes emporragen, schimmern mögen. Als wir damals den Ort betrachteten, war Alles still und leer. So traf ich es auch später öfters. Um so bedeutender war der Eindruck, den auf mich das Ganze machte. Es war mir ein höchst merkwürdiger Anblick, dieses heidnische Heiligthum. Unverkennbar aber ist seine Glanzperiode längst vorüber. Es mag Einzelnes zu seiner Erhaltung geschehen, im Ganzen aber geht der Tempel sichtbar dem Zerfall entgegen.

Sonntags den 19. October erhob ich mich mit Zahnweh von meinem Lager, und auch den ganzen Tag hindurch verließ mich dasselbe nicht. Ich fühlte mich sehr unwohl; demungeachtet begab ich mich, weil es der erste Sonntag war, den ich auf der Station erlebte, und ich diesen benützen wollte, um die Gemeinde zu begrüßen, zur Kirche. Vor dem Gottesdienste kamen in die Wohnung Miss. Greiner's, wo die Missionare sich auch sonst zu versammeln pflegen, verschiedene Gemeindeglieder, um uns zu begrüßen; insbesondere einige Christen von Bolma, einer Außenstation, 3 Stunden von Mangalur, darunter ein erst kürzlich getaufter Mann

mit seinen Kindern, der zwar noch nicht viele Erkenntniß der Heilswahrheiten verrieth, aber mit einer ans Schmachtende gränzenden Innigkeit an die Missionare sich anschmiegte, und namentlich die Frau des Krankenhausvorstehers und Gemeindeältesten Simeon mit ihren 3 Pflegekindern, eine etwas finster aussehende, aber, wie ich später aus manchen Thatsachen erkannte, hinter ihrem wenig anziehenden Aeußern ein von der Liebe Christi wahrhaft erwärmtes Herz bergende Christin. Merkwürdig ist, daß in diesem heißen Lande die Gottesdienste gerade über Mittag abgehalten werden. Der Grund davon liegt aber eben darin, daß die Hindu's von 9—10 ihre erste Mahlzeit halten, vor welcher sie nicht wohl ihre Häuser verlassen können. So ging es denn auch an jenem Tage erst um 11 Uhr in die Kirche. Schon ehe man läutete, strömten die Gemeindeglieder in größern und kleinern Häuflein zusammen, Alle in ihren Sonntagskleidern, das Gesangbuch in der Hand, bisweilen auch die Bibel unter dem Arm. Bald kamen auch die Katechistenschüler zwei und zwei aufgezogen, ebenso die Knaben, zuletzt die Institutsmädchen. Dieser Anblick versetzte mich allmählig in sonntägliche Stimmung. Sonst ist nichts betrübender, als ein Gang am Sonntag durch eine Heidenstadt. Kein festliches Geläute, das zum Gottesdienst einladet, keine Thurmspitze, die über die Dächer emporragt und zum Himmel weist, kein Wallen zu den Gotteshäusern, keine festliche Stille, sondern das unruhvolle öde Werktagsleben, überall der alte Lärm auf allen Straßen, der nur bisweilen von den Pauken- und Trommelschlägen heidnischer Prozessionen übertönt wird. In der That, wer noch nie in einem Lande gelebt hat, wo es keinen Sonntag gibt, kann sich kaum vorstellen, wie wehmüthig es Einem zu Muthe wird, wenn mit der Sonntagsfeier auch die letzte Spur einer göttlichen Lebensordnung, das letzte sichtbare Zeichen der Gegenwart Gottes in dieser irdischen Welt verschwindet. Inmitten einer solchen Welt erscheint die Sonntagsfeier einer kleinen Christengemeinde nur noch wie ein Familienfest, als eine reine Privatsache, möchte ich sagen. Dennoch freut man sich ihrer wie des

ersten Sonnenstrahls, der die Wolken der Nacht durchbricht und den Anbruch des Tages verkündet. Mit solchen Gefühlen ging ich zur Kirche hinab, in welcher die Gemeinde bereits versammelt war. Als wir hinein traten, hatte der Katechist Eliefer die Lesung des Bibelabschnittes bereits vollendet, die ihm jedes Mal obliegt, während die Gemeinde sich versammelt. Die Gemeinde erhob sich, und ein freundlicher Gruß lag auf allen Gesichtern unverkennbar ausgeprägt. Wir begaben uns an unsere Plätze und ich blickte über das schwarze Völklein hin. Die Kirche war ganz voll. Es mögen wohl 300 Seelen versammelt gewesen seyn. Jeder Chor hatte die Plätze inne, die ich oben schon bezeichnet habe. Unter dem Vordach über dem Eingang von der Straße her stand eine Anzahl Heiden, Andere schauten zu den Fenstern herein; auch eine Anzahl Brahminen hatte sich eingefunden, ohne Zweifel um zu sehen, wie ihr ehemaliger Freund sich unter den Padre's ausnehme. Miss. Greiner bestieg die Kanzel, sprach den Kanzelgruß und bezeichnete das Lied, welches gesungen werden sollte. Man sang das Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht" u. s. w. in der canaresischen Uebersetzung. Noch besitzen nämlich die Tulugemeinden kein Tulugesangbuch, vielmehr gebrauchen auch sie das canaresische Kirchengesangbuch, das Miss. Mögling und Weigle bearbeiteten. Gesungen wurde stehend. Miss. Hoch, von den Katechistenschülern unterstützt, pflegt den Gesang zu leiten. Der Gesang tönte voll und kräftig und war melodisch, aber noch nicht im eigentlichen Sinne lieblich und schön. Nach dem Gesang sprach Miss. Greiner das Gebet. Man gebrauchte bis dahin in der Mangalurkirche, wie in den meisten unserer Missionskirchen, eine Auswahl von Gebeten, die größtentheils dem württembergischen Kirchenbuch entnommen und ins Tulu und Canaresische (respective ins Malajalim und Badaga) übersetzt sind. Es ist jedoch dem Prediger unbenommen, bei der Predigt auch frei aus dem Herzen zu beten. Nur die jüngern Missionare sind angewiesen, so lange sie noch nicht völlig der Sprache Meister und im Predigen geübt sind, sich an die üblichen Formulare

zu halten. Die Gemeinde lag während des Gebetes auf dem Angesicht, weil dieß die unter den Hindu's herkömmliche Stellung beim Gebete ist. Die Europäer knieten. Das Gebet beim Beginn des Gottesdienstes wird als das Hauptgebet betrachtet und pflegt deßwegen um etwas länger zu seyn, als dieß in Süddeutschland und der Schweiz gewöhnlich der Fall ist. Nach dem Gebet predigte Miss. Greiner über das Evangelium des Tages in Tulu. Die Evangelien und Episteln bilden die gewöhnlichen Predigttexte an den Sonntagen, während in den Wochengottesdiensten ganze biblische Bücher erklärt und betrachtet zu werden pflegen. Die Wahl eines andern biblischen Textes steht jedoch dem Missionar gleichfalls frei. Das Thema, welches Miss. Greiner behandelte, war die Frage: welches ist das erste und größte Gebot? Sichtbar beschäftigte die Predigt die Gemüther der Zuhörer. Alles war aufmerksam und andächtig. Doch bemerkte ich später öfters, daß die Knaben während des Gebetes, statt auf den Knieen zu liegen, sich behaglich ausstreckten und herumwälzten, und die kleinen Kinder, welche die Mütter mitzubringen genöthigt sind, manche Störung veranlassen. Ueberhaupt tragen die Gemeindeversammlungen (und dieß ist natürlich um so mehr der Fall, je kleiner die Gemeinlein sind), darum, weil die Localitäten eben oft keineswegs günstig liegen und eingerichtet sind, und die Heiden beständig ab- und zugehen, auch immer noch mehr den Charakter von Privatversammlungen an sich, was eben so viel gegen sich hat, als für sich. Am Schluß der Predigt folgte abermals ein Gebet, jedoch ein kürzeres, als zum Anfang. Dann sang man: „O heiliger Geist, kehr bei uns ein" u. s. w., worauf Miss. Deggeller ein Kind christlicher Eltern taufte, wobei der Katechist und Schullehrer Elieser, ein Tamule, als Dolmetscher diente, weil die Eltern Tamulen waren. Die Eltern brachten das Kind, von ihren übrigen Kindern umgeben, selbst zur Taufe. Der Vater übergab es dem Missionar, der die Taufhandlung vollzog. Die Liturgie, welche gebraucht wurde, war eine Uebersetzung des alt-württembergischen Formulars. Bei Austheilung der Sa-

cramente sind die Missionare angewiesen, sich an die besten und anerkanntesten Formulare der Heimath zu halten. Taufzeugen waren keine besondern erwählt, die Gemeinde bildete die Zeugenschaft. In andern Gemeinden war es, wie in der Heimath, Sitte, besondere Taufzeugen aufzustellen. Die General-Conferenz setzte aber später auf meinen Antrieb fest, daß in allen Gemeinden eine Abordnung der Aeltesten und der Vorsteherinnen des Frauen- und Jungfrauenchors, die ohnedieß das Recht und die Pflicht haben, die Kindererziehung in der Gemeinde zu überwachen, als Repräsentanten der Gemeinde jedesmal Taufzeuge seyn solle.

Nach dem Taufact bestieg ich die Kanzel, um die Gemeinde in einer Ansprache zu begrüßen, welche Miss. Greiner dolmetschte. Es war eine gedoppelte Aufgabe, die ich mir gestellt hatte. Ich wollte, indem ich die Grüße der Missionsgemeinde der Heimath überbrachte, in der schwarzen Gemeinde den Eindruck hervorbringen und das Bewußtseyn kräftigen, daß die alte und die neue Gemeinde Eine sey in dem HErrn, des HErrn Haus, sein Leib, ein Zeuge seiner Herrlichkeit. Sodann war es mir darum zu thun, den schwarzen Brüdern möglichst klar zu machen, welche Aufträge mir gegeben seyen. Ich bemerkte ihnen, daß ich gekommen sey, zu sehen und zu untersuchen, ob das Missionswerk in der Hand unserer Missionare auf eine dem HErrn gefällige Weise fortschreite und in ihrem Land und Volk und Herzen Wurzel schlage, und fürs Zweite mich mit den Missionaren und Gemeinden zu berathen, wie dasselbe gefördert, nach Innen befestigt und nach Außen erweitert werden könne. Dieß waren die Gedanken, die ich in der Kürze ausführte. Ich muß bekennen, es genirte mich Anfangs nicht wenig, daß ich nicht in Einem Zug sollte fortreden dürfen, sondern immer wieder Halt machen mußte, um dem Dolmetscher Zeit zur Uebertragung des Gesagten zu lassen. Doch konnte ich bei der Gewandtheit meiner Dolmetscher, es waren dieß immer die sprachgeübtesten Missionare, bald so frei mich bewegen, daß auch das letzte Gefühl von Hemmung mir verschwand. Auch bei dieser ersten Ansprache schon wurde

mir das Herz warm, als ich diese Gemeinde aus den Heiden vor mir sah, und zu meiner Freude durfte ich deutlich erkennen, daß das, was ich der Gemeinde zu sagen hatte, derselben zu Herzen ging. Nachmittags wurde früher von den canaresisch redenden Missionaren regelmäßig canaresischer Gottesdienst gehalten, und zwar gleichfalls gepredigt. Deßhalb fand an Sonntagen keine Katechisation statt. Gemäß der von der Committee erlassenen Gottesdienstordnung veranlaßte ich aber die Verlegung der canaresischen Predigt auf eine andere Stunde, und die Einrichtung einer Katechisation in Tulu jeden Sonntag Nachmittag. Der canaresische Gottesdienst wurde in den Saal der englischen Schule und auf Morgens 6 Uhr verlegt. Die Katechisation halten die Tulu redenden Missionare am Nachmittag in der Kirche, und zwar werden dabei nicht bloß die Kinder, sondern auch die Alten katechisirt, was nicht allein freudigen Anklang fand, sondern auch gute Früchte trägt.

Am Abend des 19. October hatte ich eine lange Unterredung mit Miss. Würth. Derselbe war aus Veranlassung seiner Berufung an das Katechistenseminar zu Mangalur (1850), welche er Miss. Mögling Schuld geben zu müssen glaubte, zuerst mit diesem und dann auch mit der Committee in Differenzen gerathen, welche von Seiten der Letztern ernste Erklärungen, von seiner Seite aber den Entschluß des Austrittes zur Folge gehabt hatten. Noch war dieses Mißverhältniß nicht bereinigt. Miss. Würth erbat sich deßwegen eine Besprechung mit mir. Ich konnte mit voller Wahrheit meine Freude darüber aussprechen, daß er mir Gelegenheit gab, seine Gedanken über seine Stellung zur Committee und den betheiligten Brüdern zu vernehmen, und hinwiederum ihm die Gesichtspunkte zu bezeichnen, von welchen die Committee bei ihren Anordnungen und Entscheidungen ausgegangen war. Zuletzt aber handelte es sich um die Frage, ob sein Brief vom 13. Juni 1851 sein letztes Wort sey. Miss. Würth erklärte, als er jenen Brief geschrieben, sey es ihm erschienen, als ob der einzige Ausweg zur Lösung der Frage der sey, wenn er seine Entlassung

nehme. Schon im Anfang des Jahres habe er einen Brief geschrieben gehabt, in welchem er erklärt habe, er erkenne, daß er sich der Committee gegenüber verfehlt habe, und seine Bereitwilligkeit ausgesprochen habe, im Dienste der Basler Mission zu verbleiben, weil sein innerstes Leben mit der Mission verwachsen sey und er nichts anderes begehre, als dem HErrn in dieser Mission zu dienen. Er habe aber diesen Brief aus Schüchternheit nicht abgehen lassen, weil er befürchtet habe, die Committee wünsche seinen Austritt. Neuerdings aber habe er die Hoffnung geschöpft, es möchte bei mündlicher Verhandlung mit mir möglich seyn, eine solche Lösung der Frage herbeizuführen, bei welcher er im Dienste der Basler Gesellschaft verbleiben könne. Diese Erklärungen bewiesen klar und deutlich, daß rein nur die Armseligkeit schriftlichen Verkehrs die Irrungen herbeigeführt und zu solcher Bedeutung hatte anwachsen lassen; denn ich konnte in Wahrheit versichern, daß ein Wunsch, wie der, Miss. Würth möge seine Entlassung nehmen, in keiner Seele zu Hause war rege geworden; daß man aber auf der andern Seite auch nicht erkennen konnte, daß Miss. Würth so gesinnt sey, wie es sich jetzt bei mündlicher Verhandlung herausstellte. Es mußten nun nur noch die Beziehungen Miss. Mögling's zu Miss. Würth und seinen Freunden beleuchtet werden. Dieß aber konnte um so leichter in einer beide Theile befriedigenden Weise geschehen, als Miss. Würth selbst weit entfernt war, bei Miss. Mögling eine unbrüderliche Gesinnung vorauszusetzen, und ich versichern konnte, nicht Miss. Mögling, sondern Inspector Hoffmann habe seine Versetzung nach Mangalur beantragt. Unter diesen Umständen konnte ich am Schlusse der Unterredung Miss. Würth erklären, daß ich bevollmächtigt sey, ihm die freundlichste Bereitwilligkeit der Committee auszusprechen, ihn auch ferner unter die Missionare unserer Gesellschaft zu zählen, wenn ich die in dem früher entworfenen aber nicht abgesandten Brief enthaltenen Erklärungen als seine noch jetzt feststehende Ueberzeugung betrachten und mich deß versichert halten dürfe, daß er mit Miss. Mögling von Herzen ausgesöhnt sey. Er dagegen

gab die gewünschte Erklärung ab, und so durfte ich ihn zu meiner großen Freude versichern, daß in Basel mit dieser Erklärung Alles erledigt und auch jede Verfehlung vollkommen vergeben sey.

Dieß die getreue Darstellung jener wichtigen Verhandlung, sowie die Erstlingsfrucht meiner Arbeit in Indien. Ich kann sie nicht mir zum Verdienst anrechnen; die Verhältnisse selbst und des betreffenden Missionars edle Offenheit mußten zu diesem Resultat führen. Auf der andern Seite wäre es schwerlich zu Stande gekommen, ohne persönliches Dazwischentreten eines Mitgliedes der Committee. Jedenfalls war es ein sehr ermunternder Anfang, war es ein Ereigniß, dessen ich mich heute noch freuen darf und unsere ganze Missionsgemeinde sich freuen kann. Der Feind war geschlagen, ein gewissenhafter, treuer und tüchtiger Missionar unserm Werke erhalten. Mir war noch der besondere Gnadenlohn, einem unserer Missionare so innig nahe gekommen zu seyn, daß ich und gewiß auch er, ich sage, daß wir als wahrhaft geeinigt im HErrn uns an jenem Abend von einander trennten. Solche Stunden im Leben sind selten; sie könnten unter Gläubigen viel häufiger seyn.

Sonntag auf Montag die erste erquickliche Nacht in Indien. Vormittags schriftliche Arbeiten. Besuch zweier englischer Beamten bei mir. Einer derselben, der englische Caplan von Mercara, ist sehr dankbar für die Predigten unserer Brüder in der englischen Capelle zu Mangalur, und spricht sich über die Pflicht, im Heidenlande die Einheit der protestantischen Kirchen nachdrücklicher, als ihre Verschiedenheit, hervorzustellen, auf eine sehr wohlthuende Weise aus. Freilich hat es die herrschende Kirche immer weit leichter, von Toleranz und Einigkeit zu sprechen, als die, ich kann in unserm Fall nicht sagen tolerirte, aber doch dienende; auf der andern Seite gab es ja auch herrschende Kirchen und gibt es noch solche, welche, unangefochten in ihrem Besitz, selbst nicht einmal Toleranz, viel weniger brüderliche Liebe üben. Nachmittags Besprechung mit den Industriebrüdern über die Angelegenheiten der Werkstätten, und An-

fang der Revision der Stationsrechnungen. Ueber letztere habe ich hier weiter nichts zu bemerken, denn die Rechnungen waren in Ordnung. Dagegen dürften einige Mittheilungen über die Werkstätten nicht uninteressant seyn. Es handelt sich hier jedoch nur um die Uhrenmacherei, Schlosserei und Schreinerei. Die Presse ging ihren ruhigen Gang; die Weberei entsprach ihrem Zweck und brauchte nur besser eingerichtet zu werden, was Br. Haller eben ins Werk zu setzen begann, und wozu er vollkommen der Mann war. Nur die Uhrenmacherei, Schlosserei und Schreinerei hatten mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihren Fortbestand in Frage stellten.

Die Uhrenmacherei ist die erste Werkstätte, welche unsere Industrie-Commission errichtet hat. Man hatte in der Ueberzeugung, daß es Aufgabe der Mission sey, die Heiden nicht bloß mit dem Evangelium bekannt zu machen und in Gemeinden zu sammeln, sondern auch durch praktische Vorbilder zur christlichen Umgestaltung des häuslichen und bürgerlichen Lebens anzuleiten, und daß die Christen der Heimath verpflichtet seyen, den durch ihren Uebertritt zum Christenthum brodlos gewordenen Hindu's bei Wiedergewinnung eines sie nährenden Erwerbes mit Rath und That an die Hand zu gehen, beschlossen, einige christliche Handwerker auszusenden und eine Werkstätte zu errichten, welche den Uebergetretenen eine lohnende Arbeit verschaffen, junge Christen gewerblich ausbilden und beide Theile zu der einem Christenvolk ziemenden Tüchtigkeit allmählig heranziehen sollte. Man wählte die Großuhrenmacherei, weil man glaubte, ein in Indien bisher unbekannter Erwerbszweig werde den bekehrten Hindu's, gegenüber von den Kastenvorurtheilen der Heiden, am ehesten ein sicheres Auskommen sichern, und die Errichtung einer Großuhrenmacherei mit verhältnißmäßig weniger Schwierigkeiten verknüpft seyn, als die Einführung manches andern Gewerbes. Als man nun aber zur Ausführung schritt, gestalteten sich die Sachen ganz anders, als man erwartet hatte. Die Schwarzwälderuhren, wie sie unsere beiden Brüder Bösinger und Müller zu ma-

chen verstanden, vermochten dem Einfluß des Klimas nicht zu widerstehen. Die Amerikaner führten dem Geschmack der ostindischen Käufer besser entsprechende, das Klima besser ertragende Großuhren zu wohlfeileren Preisen ein. Die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der Hindu's hatte kein Bedürfniß nach Uhren. Die Zeit ist bei dem Hindu das Wohlfeilste; es kommt ihm auf ein paar Stunden nicht an; überdieß weiß er, da der Stand der Sonne sich weit weniger verändert, als bei uns, auch ohne Uhr immer ungefähr anzugeben, welche Zeit es ist. Nur Kaufleute, Beamte und dergleichen Leute besitzen Uhren, tragen sie aber lieber bei sich, als daß sie dieselben in ihren dunkeln Zimmern aufhängen. Man mußte also eine bessere Gattung von Großuhren produziren oder zur Kleinuhrenmacherei übergehen. Unsere beiden Brüder hatten den letztern Weg eingeschlagen; sie glaubten, daß die Einführung der Großuhrenmacherei unmöglich sey. Ohne einen ganz besonders tüchtigen, mit den ostindischen Holzarten und der Methode, ohne Leim zu arbeiten, vertrauten Schreiner glaubten sie nicht im Stande zu seyn, solche Uhrenkästen liefern zu können, wie man sie haben wollte; einen solchen gab es in Mangalur nicht. Sie selbst verstanden es wohl, Uhrwerke, nicht aber Uhrenkästen zu verfertigen. Br. Bösinger versuchte es, kam damit aber nicht völlig zu Stande. Ueberdieß schien ihnen der Markt für Großuhren zu unbedeutend und fanden sie nicht die Lehrlinge, wie sie dieselben haben mußten oder zu haben wünschten. Niemand in der Christengemeinde wollte ihr Handwerk erlernen, und die Lustbezeugenden schienen ihnen nicht tauglich. Die Hindu's verstanden nicht so viel von der Rechenkunst, als zur Uhrenmacherei nöthig ist, und besaßen nicht den Eifer und die Ausdauer, welche zur Erlernung einer so völlig neuen Kunst nöthig gewesen wären. Dagegen liefen viele Taschenuhren ein, die man reparirt haben wollte. Br. Müller warf sich deßhalb auf die Reparatur der Taschenuhren und erhielt gute Bezahlung. Natürlich aber war diese Arbeit für Eingeborne noch schwieriger zu erlernen. Nur Ein Lehrling fand sich, und auch über diesen hatte der

Meister viele Klagen. Br. Bösinger verstand die Kleinuhrenmacherei nicht; er warf sich deßhalb auf die Schlosserei und Tischlerei, welch letztere in Indien mit dem Zimmerhandwerk und der Wagnerei Ein Handwerk bildet, und welche beide in Mangalur als dringendes Bedürfniß betrachtet wurden. Allein, verdiente Br. Müller sein täglich Brod und mehr mit der Uhrenreparatur, so hatte Bruder Bösinger große Auslagen für die Einrichtung seiner Doppelwerkstätte, ohne eben so vortheilhafte Geschäfte zu machen. So war die Frage bei meiner Ankunft nun die: Soll man auf dem zuletzt betretenen Weg fortgehen oder zum ursprünglichen Plan zurückkehren, oder gar die Uhrenmacherei aufgeben? Zugegeben wurde auch von den beiden Handwerksbrüdern, daß Missionswerkstätten höchst erwünscht, ja nothwendig seyen; aber eben so gewiß war ihnen, daß die Uhrenmacherei für Indien überhaupt, oder wenigstens für unsere Küste, für Mangalur und unsere noch so kleine Christengemeinde noch nicht an der Zeit sey. Freilich war es nicht in der Absicht der Industrie-Commission gelegen, nur Mangalur-Leute in dieser Werkstätte bilden zu lassen; aber dieser allgemeine Gesichtspunkt war weder von den Missionaren, noch von den beiden Uhrenmachern festgehalten worden; jedenfalls bezeugten die auswärtigen Missionare wenig Lust, ihre Christen den beiden jungen Männern anzuvertrauen. Diese waren von der Industrie-Commission, weil man die Missionare mit der Fürsorge für die zeitlichen Bedürfnisse der Gemeinden nicht behelligen, im Gegentheil von derselben befreien wollte, unabhängig von den Missionaren gestellt worden. Dieß hatte die Folge gehabt, daß die Handwerksbrüder bei der Verschiedenheit der Ansichten, welche unter den Missionaren in Beziehung auf die gewerblichen Angelegenheiten herrschten, durch ihren Rath und zeitweilige Unterstützung mehr verwirrt als gefördert wurden, und sie in die Versuchung kamen, statt sich an die ältern, erfahrenern und der Verhältnisse kundigern Männer aufs Innigste anzuschließen, ihren eigenen Weg zu gehen. Unter solchen Umständen sahen sie sich denn bei der Wahl und Erziehung

der Arbeiter und Lehrlinge mehr oder weniger im Stich gelassen, und konnten sie mit denselben um so weniger fertig werden, als sie, noch in europäischen Vorstellungen befangen, an die schwarzen Lehrjungen zu hohe Anforderungen stellten und oft die Geduld verloren, überhaupt nicht genug siegreiche Liebe zu den Schwarzen und nicht genug Standhaftigkeit besaßen, um die außerordentlich großen Schwierigkeiten zu überwinden, die selbst im besten Fall dem Gelingen ihres Werkes entgegenstanden. Doch muß zu ihrer Entschuldigung zugestanden werden, daß man sowohl in Indien, als in Europa, zu wenig in Betracht gezogen hatte, wie klein die Zahl unserer Bekehrten im Verhältniß zu der Zahl der Missionsanstalten war, die man bereits eingerichtet hatte, und daß die besten und tüchtigsten Jünglinge für den Katechistendienst vorweggenommen wurden, so daß für die Werkstätten eben nur die geringeren Kräfte und Charaktere übrig blieben. Indessen waren die Uhrenmacherbrüder nun einmal da, und es war mit Gewißheit anzunehmen, daß, da die Zahl der Christen beständig zunimmt, später eine bessere Auswahl unter den Jünglingen getroffen werden könne, und es den beiden Brüdern gelingen würde, zu ihren Lehrlingen in ein innigeres Verhältniß zu kommen, wenn sie der Sprache besser mächtig würden, ein Punkt, den die Industriebrüder so wenig gehörig beachteten, daß ich sie immer wieder und wieder zum Studieren der Sprache antreiben mußte. Darum konnten mich diese obengenannten Schwierigkeiten nicht abschrecken, um so mehr, als Alles besser in Einklang gebracht werden konnte, wenn die Industriebrüder unter die Aufsicht eines ältern, erfahrenen Mannes gestellt wurden. Mir wäre nun die Wiederaufnahme der Großuhrenmacherei sehr erwünscht gewesen, weil ich mit Gewißheit voraussah, daß die Europäer, die doch vorzugsweise Taschenuhren repariren ließen, immer Bedenken tragen werden, einem armen Hindu werthvolle Taschenuhren anzuvertrauen, also schwerlich ein Hindu später als Kleinuhrmachermeister sich würde etabliren können. Ich hoffte auch eine Zeitlang immer noch, die Großuhrmacherei ließe sich einfüh-

ren. Ich hatte in Bombay in einer mechanischen Werkstätte mehrere Knaben gesehen, die mir als sehr tüchtige Arbeiter gerühmt wurden. Darum dachte ich, bei gehöriger Theilung der Arbeit müßte es denn doch auch möglich seyn, einige tüchtige Leute zu Großuhrenmachern heranzubilden. Allein bald erkannte ich, daß wenigstens für jetzt solche nicht zu finden seyen, und die Werkstätte weitere europäische Hülfe haben müßte, von dem Capital nicht zu reden, das sie vielleicht in Anspruch nahm und nicht vorhanden war. So vereinigte man sich vorläufig in dem Beschluß, daß vor allen Dingen der Uhrenvorrath verbessert und verkauft, und dann beides, Groß- und Kleinuhrenmacherei, im allerkleinsten Maaßstab neben einander getrieben, und eben ein oder zwei Lehrlinge, wie man sie erhielt, in dem unterrichtet werden sollten, wozu ihre Fähigkeiten ausreichten. Br. Bösinger sollte Br. Müller bei der Großuhrenmacherei Hülfe leisten, dagegen seine Schlosserei und Schreinerei deßhalb nicht aufgeben, sondern darnach trachten, seine christlichen Schlosser- und Schreiner-Lehrjungen so weit zu fördern, daß er an ihnen eine tüchtige Hülfe bekäme, um die für jetzt noch unentbehrlichen heidnischen Arbeiter bald möglichst entlassen zu können. So weit kam ich mit den Industriebrüdern schon an jenem Tage ins Reine. Es handelte sich nun nur darum, ein Statut der Werkstätten zu entwerfen, welches dieselben in den Organismus der Station und ganzen Mission in solcher Weise einfügte, daß die beiden Zweige der Missionsthätigkeit einander, statt, wie bisher, oft hinderlich zu werden, wirklich und kräftig förderten. Ein Entwurf dieses Statuts war deßwegen eine meiner ersten Arbeiten. Es war unter den vorliegenden Verhältnissen eine sehr schwierige Aufgabe. Die Beschränktheit der Mittel, der Mangel an Arbeitskräften auf der Station, der geringe Bildungsstand der Hindu's, die vorhergegangenen Verwicklungen und noch vieles Andere erschwerten die Lösung derselben. Es gelang mir aber mit des HErrn Hülfe dennoch, eine Ordnung vorzuschlagen, welche allseitige Zustimmung erhielt, wenn auch nicht alle Wünsche befriedigte. Indessen war immer Ein

Stein noch hinwegzuräumen, der durch kein Gesetz beseitigt werden konnte. So lange die Herzen nicht in der rechten Verfassung waren, mußten alle Hoffnungen auf das endliche Gelingen der Sache scheitern. Diese gemüthliche Seite der Frage mußte bald möglichst erörtert und gründlich erledigt werden.

Am Abend machten wir einen Spaziergang zum Leuchtthurm und Flagstaff, d. h. zu jenem Hügel hinüber, der, wie ich oben mehrmals erwähnt, im Nordwesten der Balmattha zu uns herüberschaut, und auf seinem Rücken den Leuchtthurm und die Flaggenstange trägt. Wäre man von demselben nicht durch einen Thalgrund getrennt, so würde die Entfernung des Wegs von dem Anstaltsgebäude zum Leuchtthurm nicht mehr als 10 Minuten betragen. Nun aber muß man, um auf dem Plateau der Hügel zu bleiben, einen Umweg von einer kleinen halben Stunde machen. Man durchwandert nämlich zuerst das ganze Balmattha-Gehöfte bis zum nordöstlichen oder oberen Thor, tritt dann auf die Mercara- oder Madras-Straße heraus und geht auf derselben fort, bis sie sich in den Thalgrund zwischen den beiden Hügeln hinabsenkt. Da hat man dann Herrn Coplestons Häuser und Garten zur Linken, und schaut rechts hinab in das Thal, in welchem der Kaderi-Tempel liegt; in der nächsten Nähe erhebt sich auf einem freundlichen Hügelvorsprung ein neues Bangalow, das ein Officier sich zur Wohnung erbaut; im Hintergrund aber begränzt der Hügelzug hinter dem Kaderi-Tempel die Aussicht gegen Norden. Weiterhin verläßt man dann die Mercara-Straße und eine Nebenstraße führt in sanfter Steigung am südlichen Rand des Flagstaff-Hügels hinan bis auf den Rücken desselben. Während wir da allmählig hinansteigen, schaut die Balmattha mit ihrer langen Façade und den hohen Bäumen in ihrem Hintergrunde gar stattlich und freundlich zu uns herüber. Man erkennt jede einzelne Person, die auf der Verandah oder auf dem breiten Compound-Wege hin und hergeht. Mehr westlich aber öffnet sich der Ausblick auf die Niederung am Fuße der Hügel, welche

die südlichen Stadttheile mit ihren Vorstädten besetzt halten, und den im Hintergrunde der südlichen Hügel mehr und mehr hervortretenden Lauf des Netrawaty. Und während wir da ohne Ermüden hinabschauen auf die weiter und weiter gegen Süden hinab sich ausdehnende See, die im Abendlicht zu einem unermeßlichen Meer von Herrlichkeit sich verklärt, sind wir auf der Spitze des Hügels angelangt und haben nun auch gegen Westen und Norden hin eine entzückende Fernsicht. Hat uns bisher der Hügel, auf dem wir stehen, immer die Hälfte des Meeres und der Küste verdeckt, so liegen nun beide in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns. Dort erblicken wir ferner die Mündung der vereinigten Mangalur-Ströme und können nun auch den Lauf des vom Norden kommenden Stromes verfolgen bis zu dem Punkt, wo er, vom Osten kommend, sich in scharfem Bogen südlich wendet. Ueberdieß liegt auch das Thal zwischen dem Flagstaff-Hügel und dem Kaderi-Tempel in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Alles dieß wäre an und für sich herrlich genug anzuschauen, auch wenn nicht der Palmenwald die ganze Niederung unter seinen saftigen Fittigen bergen würde. Dieser aber entfaltet hier nun eine solche Ausdehnung, Fülle und Pracht, daß es den, der hier auf dieser Höhe zum ersten Mal denselben überblickt, in Wahrheit mit unwiderstehlicher Macht hinabzieht in dieses wogende Meer geheimnißvoller Herrlichkeit. Es stehen auf dieser Höhe außer dem Leuchtthurm die Wohnungen des Collector Maltby und des Subcollector Fischer und ein muhammedanisches Heiligthum. Wären diese menschlichen Werke aber auch von architectonischer Bedeutung, jedes Auge suchte hier das Weite und tränke Erquickung aus dem vollen Born dieser frischen und unaussprechlich reichen Gotteswelt. Kein Wunder deßwegen, daß man auf dieser Höhe selten allein ist! Ich habe zwar nie Heiden hier getroffen, selbst nicht einmal Muhammedaner; dagegen findet man immer Europäer hier und insbesondere Kinder, die man hieher führt, damit sie sich in der kühlen Seeluft, die

da oben von der ersten Hand zu haben ist, ein wenig tummeln mögen.

Dienstag den 21. October rüste ich die erste Post für Basel. Abends Gang in die Stadt. Wir besuchen Kaundinja's väterliches Haus, jetzt sein Eigenthum. Die Lage desselben ist auf dem Stadtplan angegeben. Es ist ein zweistöckiges Haus, eines Brahminen würdig, aber nach unseren Begriffen nicht bedeutend, obgleich es 2000 Rupien werth seyn soll. Wir traten in dasselbe hinein, mußten uns aber auf den Vorplatz oder das Empfangszimmer, ein sehr dunkles aber geräumiges Gemach unmittelbar an der Thüre, beschränken, weil das Haus von seinen noch heidnischen Geschwistern bewohnt wird, die, so freundlich sie gegen uns waren, uns in ihre Wohnzimmer nicht aufnehmen durften. Hinter dem Haus befindet sich ein Garten, der aber nach Hinduweise angelegt ist, d. h. verschiedene Gemüs- und Wurzel-Pflanzen neben und durcheinander geworfen, aber schöne Bäume enthält. Es war mir interessant, den lieben Bruder in seinem Eigenthum umherwandeln zu sehen. Ich erwartete ein Zeichen von Freude darüber, nicht daß dieß sein Besitzthum sey, aber daß er seinen väterlichen Heerd uns zeigen dürfe; aber ich hatte mich geirrt. Es war, als ob ihn dieses Alles nichts mehr anginge. Freilich war damals sein Eigenthumsrecht noch nicht anerkannt; denn seine Frau war, wenn ich nicht irre, im Besitz der Papiere. Mehr Notiz nahmen die Leute von unserem Besuch. Daß dieser ehemalige Brahmine (Kaundinja) mit den Europäern so, wie er that, in der Stadt umherging und so innige Gemeinschaft hat, machte großes Aufsehen. Alle Welt stand und sah ihn an.

Mittwoch den 22. October machte ich einen Besuch bei Hrn. Anderson, erstem Richter in Mangalur. Er sandte mir seinen Ochsenwagen, damit ich den Weg zu seinem Haus nicht in der Mittagshitze zurücklegen müßte. Außer den Wagen, vor welche man Pferde spannt, hat man in Indien nämlich auch Ochsenwagen. Es sind elegante Gefährte, lakirt, schmal, länglicht, völlig viereckig, mit beweg-

lichen Jalousien auf allen vier Seiten und mit einem gepolsterten Vorder- und Hintersitz für je eine Person versehen. Sie sind um der Ochsen willen sehr leicht gebaut und deßhalb zu längeren Reisen nicht tauglich; für kürzere Fahrten aber sehr bequem, weil man sich in denselben gegen die Sonne vollkommen schützen kann. Die Ochsen, welche man vor dieselben spannt, sind von der sogenannten Meisur-Race, weit kleiner als unsere europäischen Ochsen, weiß von Farbe, mit einem Fetthöcker zwischen den Schultern, leichtfüßig fast wie die Hirsche, scheu und bisweilen bösartig, aber äußerst munter. Ich war begierig, wie diese Ochsenfahrt ausfallen würde; aber wie erstaunt war ich, als diese muntern Thierchen mit uns davon galoppirten und dabei ganz willig dem Zügel des Kutschers (den sie indeß nicht im Maul, sondern in der Nase haben) folgten! In wenigen Minuten waren wir in Herrn Anderson's Gehöfte und vor seinem Wohnhaus. Das Thor von Herrn Anderson's Gehöfte liegt dem Balmatthathor gerade gegenüber; dagegen ist es eine ziemliche Strecke Wegs vom Thor bis zum Wohnhaus; denn das Gehöfte umfaßt den ganzen Hügel, auf welchem das Haus steht, und ist so ausgedehnt, daß es wenigstens eine halbe Stunde im Umfang haben wird. Dasselbe ist zwar auch, wie unser Balmattha-Gehöfte, noch mehr einer Wildniß, als einem Garten ähnlich; dennoch darf man ihn bereits einen Park nennen, denn er ist stellenweise mit Fleiß und Kunst angelegt und gepflegt und bietet manche schöne Parthieen dar. Das Wohnhaus des Besitzers steht auf der Spitze des Hügels. Die Häuser seiner zahlreichen Dienerschaft liegen, wie dieß gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, in ziemlicher Entfernung von demselben zur Rechten und Linken des breiten Fahrwegs, der den Hügel hinanführt. Der Pferdestall liegt drunten im Thal in einer Ecke des Gehöftes, nahe bei einem der Thore. Das Haus, welches Herr Anderson selbst bewohnt, bietet zwar von Ferne nichts Besonderes dar; es ist nur mit einem Grasdach gedeckt; in der Nähe aber erkennt man alsobald, daß

hier ein Mann von Bedeutung wohnt. Fahren wir an der südlichen Seite des Hauses, welche die Giebelseite bildet, an, so erblicken wir zur rechten und linken Seite der stattlichen Treppe einen Portier im rothen Rock (in Indien mit dem englischen Namen Peon genannt). Sind wir etwa 10 Stufen hinangestiegen, so befinden wir uns auf einer mächtigen Terrasse, die auf der Süd- und Westseite das Haus umgibt und an der Giebelseite hin wohl 40 Fuß breit und 20 Fuß tief, an der Langseite hin 80—100 Fuß lang und 20—25 Fuß breit seyn mag, dem ungeachtet vollständig bedeckt ist. Ruht das Haus, von diesen beiden Seiten her gesehen, auf einem hohen Sockel, so erscheint es dagegen von der Ostseite her zweistöckig. Nach dieser Seite hin hat man dann zunächst die Aussicht auf eine Allee, die zum Pferdestall hinunter führt, und weiterhin auf die Hügel gegen Gurpur zu; im Hintergrund aber präsentiren sich die scharfkantigen und grotesken Höhen der Ghats, wie z. B. der Kuderemugge (Roßberg), von seiner einem Pferdekopf ähnlichen Form so benannt. Auf der Westseite liegt unter der großen und weiten Altane ein terrassenförmig angelegter Blumengarten mit einer Fülle ostindischer und europäischer Blumen, deren tropische Fülle und Farbenpracht außer mir noch manches europäische Herz vergnügen würde, das für solche Schönheiten ein Auge und für solche Freuden Sinn hat. Gegenüber aber liegt einerseits der Hügelzug, auf welchem der Leuchtthurm steht, andrerseits die Hügelreihe hinter dem Kaderi-Tempel, und in der Mitte durch schweift das Auge auf der weiten Meeresfläche bis zum westlichen Horizont. Die Gemächer des Hauses sind sehr einfach; die Wände sind weiß und nur je und je mit einem Gemälde geschmückt; denn der Monsun duldet keine Tapezierung derselben und macht in kurzer Zeit alle Kunst des Malers zu Schanden. Selbst die Oelgemälde werden vom Schimmel verzehrt. Dagegen ist das Mobiliar und Geräthe des Hauses natürlich in reichster Fülle vorhanden, und fehlt es an männlicher und weiblicher Bedienung nicht.

Als wir die Terrasse betraten, kam uns Hr. Anderson bereits in der freundlichsten Weise entgegen. Bald erschien auch seine noch junge Gemahlin. Beide sind sehr freundliche, liebenswürdige und trotz ihrer hervorragenden Stellung im Leben sehr einfache Leutchen. Wir nahmen in der großen luftigen Halle Platz. Der Gegenstand der Unterhaltung war unsere Mission. Ich habe in Indien Engländer gefunden, welche trotzdem, daß sie mitten im Heidenlande leben und alljährlich zur Mission beisteuern, von der Mission selbst eigentlich gar keine Notiz nehmen. Hören sie auch allsonntäglich einen unserer Missionare in der anglikanischen Capelle predigen, so besuchen sie doch fast nie eine unserer Missionscapellen. *) Manche haben vielleicht kaum je einmal sich die Mühe genommen, einen bekehrten Hindu näher kennen zu lernen. Hr. Anderson, obgleich auch er unsere Gemeindekirche gewöhnlich nicht besucht, ist doch mit allen Einzelnheiten unseres Werkes genau bekannt, und konnte mir deßhalb auch manchen dankenswerthen Wink ertheilen. Er sprach seine Freude darüber aus, daß die Committee einen Abgeordneten gesendet habe, um mit eigenen Augen die Sachen anzuschauen, und machte wiederholt darauf aufmerksam, wie wichtig eine tüchtige Leitung der Mission an Ort und Stelle sey. Auch ihm, wie den meisten unserer englischen Freunde, ist es ein dringendes Anliegen, daß unsere Mission immer kräftiger in das Volksleben eingreifen und in möglichst rascher Ausbreitung vorwärts gehen möchte. Eine weitere Ausdehnung des Werkes hielt er um so mehr für möglich, als noch nicht alle die Hülfsquellen, wie er glaubte, erschlossen seyen, die in Indien selbst noch zu eröffnen wären. Letztern Satz betonte er so stark, daß er mehr als Ein Mal bemerkte, das Geld komme bei den in Indien lebenden englischen Christen gar nicht in Betracht, sie hätten dessen mehr als genug. Ich meines Theils konnte mir nun freilich nicht verhehlen, daß die Flüssigmachung des englischen Geldes möglicher Weise an Bedin-

*) Nur in Cannanur, wo viele Engländer sich förmlich an unsere Missionskirche angeschlossen haben, findet eine Ausnahme statt.

gungen geknüpft seyn könnte, die wir in unserer Stellung nur schwer oder vielleicht gar nicht zu erfüllen im Stande seyn dürften. Dennoch habe ich mir diese Mittheilungen zu Herzen genommen und bisher beständig darüber nachgedacht, wie die gewiß treu gemeinten Wünsche und Erwartungen unserer englischen Brüder von uns realisirt werden könnten, ohne daß wir uns unseren Standpunkt verrücken oder in Unternehmungen einlassen würden, deren Last später auf uns allein fiele, wenn die jetzigen Gönner unserer Mission den Schauplatz ihrer indischen Wirksamkeit verlassen würden. Ehe wir Hrn. Anderson verließen, wurde ein Capitel der Schrift gelesen und Miss. Mögling von ihm gebeten, ein Gebet zu sprechen.

Am 23. October kam Miss. Hebich von Cannanur, der Präses unserer Generalconferenz, in Mangalur an. Ich hatte ihn schon von Bombay aus gebeten, dahin zu kommen, sobald es ihm möglich sey, weil ich mir von ihm und Miss. Mögling, dem Secretair der Generalconferenz, Bericht erstatten lassen wollte, um vor Allem einen Ueberblick über den Stand unserer Angelegenheiten zu gewinnen. Es war Abends und wir saßen gerade beim Thee, als er auf der Balmattha ankam. Ich war hoch erfreut, diesen Senior unserer Mission von Angesicht zu sehen, der überall, wo er erscheint, munteres Leben um sich her verbreitet. Im Sturmschritt war er über den freien Platz vor der Balmattha weggeschritten, im Wamms, mit dem langen Stock, wie ihn unsere schwäbischen Bauern, aber auch unsere Missionare in Ostindien auf Reisen tragen, im weißen Schlapphut mit einer großen, wattirten Verlängerung, die als Schirm gegen die Sonne hinten über den Nacken hinabfällt, und einem mächtigen Hemdkragen, der über die Schultern herausgelegt ist. Im Nu stand er vor mir, eine wirklich ehrwürdige Gestalt, groß und stark, mit fast kahlem Haupt, aber langem, grauem Bart bis auf die Brust herab. Mit freundlichem Ernst, in sehr gehaltenem Ton, aber in der einfachsten, kindlichsten Weise grüßte er mich mit einigen kräftigen Bibelworten als Abgesandten der Committee. Kaum

aber hatte er geendet und sich zu den Brüdern gewendet, so schlug, wenn ich so sagen darf, das Feuer aus ihm heraus und es wurde laut und lebendig im ganzen Haus. „Hr. Hebich ist da," ging's von Mund zu Mund; Alles lief herbei, um ihn zu grüßen. Nun aber formirte sein Commandowort die jungen Leute alsbald in einen Halbkreis, und mit kräftiger Stimme sang er an ihrer Spitze das Lied vor, das er wollte gesungen haben. Dann setzte er sich nieder, trank seine Tasse Thee und erging sich mit uns in heiterm Gespräch.

Den folgenden Tag hätte ich gerne die Conferenz mit Miss. Hebich und Mögling begonnen; allein der Erstere hatte noch wichtige Geschäfte zuvor zu bereinigen. Ich begann deßhalb am 24sten die Conferenzen mit den einzelnen Brüdern, und zwar fing ich bei dem Jüngsten an.

4. Conferenzen mit den einzelnen Missionaren. Conferenz mit dem Präses und Secretair der Generalconferenz. Districtsconferenz. 24—31. October.

Bei der Besprechung mit Miss. Lehmann ließ ich mir von ihm zuerst die sämmtlichen Arbeiten bezeichnen, welche ihm von der Stationsconferenz übertragen worden waren; dann sprach ich mit ihm über jede einzelne besonders. Seine erste und wichtigste Beschäftigung war noch immer das Studium der Tulusprache, dem er täglich vier Vormittagsstunden widmete, und bei welchem er sich der Hülfe des Munschi (Sprachlehrers und Dolmetschers) Subrao und einer von Miss. Ammann entworfenen Tulugrammatik bediente. Sein zweites Hauptgeschäft war die Aufsicht über 3 canaresische Heidenschulen. Ich ließ mir deßhalb den in diesen Schulen befolgten Lectionsplan vorlegen und über die Lehrer, die Schüler, die Leistungen und Bedürfnisse der Schulen Bericht erstatten, um später, wenn ich die Schulen selbst in Augenschein nehmen würde, von Allem unterrichtet zu seyn. Drei Punkte, die mir später durch meine Visitationsreise vielfach bestätigt wurden, wurden mir schon hier

einigermaßen klar. Der erste ist, daß es an nur einigermaßen tüchtigen heidnischen Lehrern für diese Schulen in hohem Grade mangelt. Der Lehrer der Courtschule wurde mir von Miss. Lehmann als ein bisweilen dem Trunk ergebener roher Mann bezeichnet. Er war ein Konkani-Brahmine. Der Lehrer der Bockapatnaschule, gleichfalls ein Brahmine, war ein alter Mann, der für ziemlich charakterschwach galt. Nur der Lehrer der Bolaruschule, ein noch heidnischer Bruder unseres Katechisten Kamsika, gleichfalls ein Brahmine, besitzt mehr Kenntnisse, hat eine bessere Methode und den nöthigen Ernst und Liebe zu den Kindern. Der zweite Punkt ist der, daß es immer noch theilweise an den nöthigen Schulbüchern mangelt. Der dritte Punkt ist der, daß es den Missionaren selbst öfters an Zeit fehlt, sich in das Volksschulwesen so hineinzuarbeiten, wie es nöthig wäre, wenn sie selbst ihre Lehrer heranzubilden im Stande seyn sollten. Hier in Mangalur kam der Uebelstand hinzu, daß der jüngste Missionar, der überdieß nicht einmal canaresisch sprach, die Schulen beaufsichtigen sollte, was mich veranlaßte, die Leitung der Schulen Miss. Mögling zu übertragen. Ein drittes Geschäft, das Miss. Lehmann angewiesen war, war die theilweise Abhaltung der Hausandachten in der Waisenanstalt, der Predigten für die Tamilgemeinde, der Erbauungsstunden für Männer am Freitag Abend, der Ansprachen im Krankenhaus, sowie endlich ein Antheil an den Hausbesuchen. Die Bemerkungen, welche ich hinsichtlich der hieher bezüglichen Mittheilungen Miss. Lehmann's zu machen hatte, betrafen theils die Wahl und die Behandlung der Schriftabschnitte bei den verschiedenen Vorträgen, die Miss. Lehmann zu halten hatte, theils die Geschäftsvertheilung im Allgemeinen. Ich glaubte denselben darauf aufmerksam machen zu müssen, daß es sich allerdings bei Anfängern im Christenthum um eine recht einfache und klare Darlegung der Heilslehren handle, aber die Klarheit nicht durch Ausführlichkeit der Texterklärung gewinne, es eben deßwegen nicht zweckmäßig sey, wenn man zu langsam in der Schriftbetrachtung vorwärts schreite, auch der Text oft

durch das Nachfolgende selbst am besten ausgelegt werde, und zumal bei Leuten, die nicht selbst lesen können, einfache aber längere Texte, namentlich geschichtliche Abschnitte, und wiederholtes Zurückkommen auf schon behandelte Stellen vorzüglich zu empfehlen seyen. Im Allgemeinen aber schien es mir nicht zweckmäßig, daß die an der Mangalurgemeinde arbeitenden Missionare die Arbeitszweige nicht mehr getheilt hatten, vielmehr Alle fast an allen Arbeiten Theil nahmen. Eben deßwegen trug ich später auf strengere Scheidung der Wirkungskreise an, und ließ insbesondere die Seelsorge und Hausbesuche den ältern Männern zutheilen. Am Schlusse der Conferenz besprach ich mit Miss. Lehmann noch die Frage, ob es nöthig sey, daß auch die jüngern Missionare Pferde halten. Es war dieß ein Punkt, über welchen man zu Hause nicht im Klaren war. Zwar ist die Haltung der kleinen Thiere, welche die Missionare an unserer Küste halten, bei Weitem weniger kostspielig, als die Haltung eines Pferdes zu Hause; es handelt sich hier aber nicht bloß um das Geld, sondern zugleich und noch mehr um den demüthigen, verleugnungsvollen Sinn des Missionars und die in diesem Lande doppelt nöthige Abhärtung des Körpers, ohne welche man nur um so schneller dem Einfluß des Klima's unterliegt. Je heißer das Land ist, um so stärkerer Bewegung bedarf in der Regel der Körper, wenn er gesund bleiben soll. Indeß zeigt mir gerade das Beispiel Miss. Lehmann's, daß schwächlichere Naturen durch weitere Gänge im heißen Lande, insbesondere im Sonnenschein, mehr Kraft verzehren, als gewinnen, und dann nur die Wahl bleibt, ob sie zu Hause sitzen bleiben, d. h. die Missionsthätigkeit zu einem guten Theil aufgeben, oder von Pferden oder Ochsen sich fortschaffen lassen sollen. Bei sehr thätigen und dabei kräftigen Missionaren aber, die ihren Wirkungskreis nicht Meilen, sondern Tagereisen weit ausbreiten und rastlos von einer Außenstation zur andern eilen, ist ein schnelles Roß geradezu die Ersparniß eines halben Missionars, oder vielmehr die Zulage einer halben Arbeitszeit.

An demselben Tage hatte ich eine Conferenz mit Missionar Deggeller, in welcher außer manchen auch in der Besprechung mit Missionar Lehmann zur Sprache gekommenen Punkten verschiedene neue die Missions-Praxis betreffende Fragen erörtert wurden. Nachdem mir Missionar Deggeller über seinen Antheil an der Revision der Uebersetzung des Neuen Testaments und der württembergischen Liturgie ins Tulu, die Herstellung der Kirchenbücher, deren Führung eine Zeitlang ins Stocken gerathen war, und die Unterstützung Miss. Greiner's in Führung der verschiedenen Stationsrechnungen berichtet hatte, gingen wir zur Predigt des Evangeliums über. Miss. Deggeller war die Predigt und Seelsorge der Tamilchristen zugetheilt. An den sonntäglichen Tulu-Predigten hatte er bis dahin keinen Theil genommen; dagegen an den Mittwoch Abends gehaltenen Erbauungsstunden. In diesen war man bemüht, die Gemeindeglieder selbst zum Reden und Beten zu bringen; es wollte aber, wenigstens wenn Er die Stunde hielt, noch nicht recht gehen. Eingehender wurde die Einrichtung des Waisenhauses besprochen. Die Aufsicht über dasselbe hatte Miss. Greiner sich vorbehalten, er hatte aber nicht Zeit, sich der Einzelnheiten anzunehmen. Miss. Deggeller hielt die Morgenandacht und gab Geographie-Unterricht. Der Religions-Unterricht beschränkte sich auf biblische Geschichte, welche der Katechist Elieser lehrte. Das Canaresische und Tulu wurde zugleich gelehrt. Eine methodische Verbindung des Unterrichts in beiden Sprachen war noch nicht ausgemittelt. Die Handarbeiten der Knaben waren noch ziemlich einförmig. Gartenarbeit wurde wenig betrieben, Feldarbeit gar nicht. Alle diese hier genannten Punkte schienen mir ins Auge gefaßt, weiter besprochen und Manches verbessert werden zu müssen. Weiter kam der Confirmanden-Unterricht zur Sprache. Das württembergische Confirmationsbüchlein, ein altes bewährtes Buch, wurde, ins Tulu übersetzt, als Leitfaden gebraucht. Dieß konnte ich nur billigen. Dagegen war die Zeit der Confirmation festzustellen und die Frage zu beantworten, wie es gehalten

12*

werden soll, wenn ein Jüngling den Unterricht nicht besuchen und nicht confirmirt werden will. Von Wichtigkeit war ferner die Frage: wann wird ein Heide zum Tauf-Unterricht und zur Taufe zugelassen? Diese Frage, schon in abstracto schwer zu unterscheiden, wird in concreto natürlich noch schwieriger. Miss. Deggeller hatte bisher in der Regel keinen Tauf-Unterricht gegeben und nicht getauft. Diese Functionen waren den älteren Missionaren vorbehalten gewesen. Erst neuerdings nahm er an dieser Arbeit Theil. Die Entscheidung der Frage, ob ein Katechumene zur Taufe zuzulassen sey, wurde nicht dem Einzelnen überlassen, sondern stand der Conferenz der an der Gemeinde arbeitenden Missionare zu. Meine Unterredung mit Miss. Deggeller über diesen Punkt hatte also einen mehr nur theoretischen Charakter. Ich fand, daß derselbe die vorliegende Frage von verschiedenen Seiten erwogen und durchdacht hatte. Seine Charakteristik des Seelenzustandes der Mangalur-Taufcandidaten gewöhnlichen Schlags mußte ich später als richtig anerkennen. Sie war's aber gerade, welche mich zu der Bitte veranlaßte, er möge seinerseits bei jedem Täufling gründlich untersuchen, ob wirklich ein Anfang göttlichen Lebens in ihm sey, und immer wieder von Neuem den Kennzeichen nachdenken, an welchen die Reife eines Katechumenen für die Taufe erkennbar sey. Sofort zog ich Erkundigung ein über die Vorbereitung zum Abendmahl. In dieser Beziehung hörte ich, daß einzelne Communicanten freiwillig eine Unterredung vor der Abendmahlsfeier suchen, andere, wenn besonderer Anlaß dazu da sey, gerufen werden, für Alle aber am Freitag und Samstag vor dem Abendmahlssonntag Vorbereitungsstunden Statt finden. Die Beichte und Absolution ist in die Abendmahls-Legende selbst eingefügt. Das Sündenbekenntniß sprechen alle Communicanten laut dem Liturgus nach. Auf dieses folgt die Absolution. Die Kirchenzucht betreffend, vernahm ich, daß diese zwar nicht der einzelne Missionar ausübt, sondern die Gesammtheit der Missionare, die an der Gemeinde arbeiten; daß aber sowohl Ausschließung vom Abend-

mahl als aus der Gemeinde von einem einzelnen Missionar angekündigt und der hiezu ermächtigende Beschluß nicht in förmlicher Sitzung, sondern bei gelegenheitlicher Besprechung gefaßt werde. Dieß erschien mir als eine einem wohlgeordneten Gemeindeleben nicht eben förderliche und in formeller Beziehung unzulässige Art von disciplinarischem Verfahren. Noch wurde endlich über die Arbeit auf den Außenstationen und über die Reisepredigt gesprochen. In Hinsicht auf die letztere erfuhr ich, daß der ganze Landstrich im Süden von Mangalur bis an die Gränze von Malabar hinab in den letzten Jahren nicht mehr besucht und nie nachdrücklicher bearbeitet worden war, weil man mit den Außenstationen gegen Norden vollauf beschäftigt war, Miss. Deggeller aber seit seiner Festreise nach Subramanja mehr auf die Arbeit an der Gemeinde sich hingewiesen glaubte. Letzteres konnte ich indessen nicht begründet finden; ich suchte deßwegen denselben zu ermuntern, den Wanderstab getrost wieder in die Hand zu nehmen. Schließlich erbat sich Miss. Deggeller noch in einigen persönlichen Angelegenheiten meinen Rath.

Am 25. October begann meine Conferenz mit dem Präses und Secretair der Generalconferenz unserer ostindischen Mission, bei welcher Miss. Kullen das Protocoll zu führen die Güte hatte. Der Gang, den wir bei unsern Verhandlungen nahmen, war der, daß wir zuerst die äußerlichen Angelegenheiten abzumachen suchten, und dann zu den wichtigern, den innern Stand unserer Mission und ihre weitere Entwicklung betreffenden Fragen über gingen. Ich legte zuerst den Plan zu meiner Visitationsreise vor, ließ mir die Missionare nennen, die mich auf derselben begleiten und bei den einzelnen Arbeiten unterstützen könnten, und suchte unter Anderm namentlich auch darüber ins Klare zu kommen, ob es von Werth und ohne zu großen Zeitaufwand möglich sey, die Städte Schimoga und Palghat zu besuchen, wo englische Freunde schon seit einer Reihe von Jahren unsere Missionare einluden, Missionsniederlassungen zu begründen. Die zweite Frage betraf die statistischen

Angaben, welche ich zu sammeln beauftragt war. Ich wünschte zu erfahren, auf welchem Wege ich mir diese am Leichtesten verschaffen könnte, und wie es etwa einzurichten seyn möchte, daß wir von den Stationen bei eintretender Erweiterung ihres Wirkungskreises, ohne die Zeit und Kraft der Missionare zu viel in Anspruch zu nehmen, jedes Mal hinreichend genaue Ergänzungen der angelegten Sammlung von Notizen erhielten. Die dritte Reihe meiner Fragen bezog sich auf das Verwaltungswesen. Ich erkundigte mich, wo die unsere Mission betreffenden werthvollern Urkunden, z. B. Schenkungsurkunden, Kaufbriefe, Verträge rc. aufbewahrt würden; ob eine Sammlung der unsere Mission im Allgemeinen betreffenden Papiere, Protocolle, Verordnungen u. dgl. irgendwo sich finde; ob eine Sammlung aller für die Nachfolger unserer Brüder wichtigen historischen Notizen irgendwo bestehe u. s. w. Auf die erste Frage erhielt ich die Antwort, daß alle Urkunden in den Händen derjenigen Missionare sich befinden, welche bei ihrer Abfassung oder Uebernahme zunächst betheiligt gewesen seyen. Zugleich erfuhr ich, daß alle Kaufbriefe und Urkunden auf den Namen eines bestimmten Missionars ausgestellt wären und ausgestellt seyn müßten, weil unsere Mission oder unsere Gesellschaft keine vom indischen Gesetz autorisirte Gesellschaft sey. Die Folge dieser Verhältnisse aber konnte voraussichtlich keine andere seyn, als daß solche Papiere verloren gingen, wie einzelne sogar nach Basel gekommen waren, wo sie gar keinen Werth hatten, und einzelne Missionare bei ihrem Abzug vergaßen, eine Uebertragungsurkunde auszustellen, wodurch die Kaufbriefe rc. ihren Werth für die Gesellschaft allein behalten. Es war daher zu berathen, wie diesem Uebelstand abgeholfen werden könne, und wir beschlossen, es solle 1) jede Station ein Grundbuch anlegen, in welchem alle Besitzthümer der Station verzeichnet würden, und diese Grundbücher sollen in Ein allgemeines Grundbuch zusammengetragen werden, das einem dazu aufzustellenden Missionar übergeben würde und jederzeit vervollständigt werden müßte; 2) sollten alle Besitzthümer auf

Eine Person übertragen werden; 3) es sollen alle Urkunden rc. gesammelt, wo möglich obrigkeitlich registrirt und jener Einen Person übergeben werden. Ich beauftragte Missionar Mögling, mit den Behörden darüber zu verhandeln, in welcher Weise die Uebertragung und Registrirung zu geschehen hätte, um rechtsgültig zu seyn, und dieser fand bald den Weg aus, wie die Sache einzuleiten und auszuführen sey. Sämmtliche Besitzthümer, Verträge rc. unserer Mission wurden also in Gemäßheit dieses Beschlusses im Beiseyn von Zeugen und obrigkeitlichen Personen auf allen Stationen auf meinen Namen urkundlich übertragen, und diese Urkunden in den Gerichtshöfen registrirt. Ich selbst stellte hinwiederum eine Urkunde aus, in welcher ich alle auf mich übertragenen Rechte für den Fall meines Todes oder Abgangs von meiner Stelle als Inspector auf den Vice-Präsidenten der Basler Missionsgesellschaft, Hrn. Rathsherr Christ-Sarasin, übertrug, und auch diese Urkunde wurde registrirt und in obrigkeitlich beglaubigter Abschrift im Basler Archiv niedergelegt. Zugleich aber mußte ich einen General-Agenten bestellen, den ich urkundlich bevollmächtigte, während meiner Abwesenheit von Indien in meinem Namen alles Eigenthum der Mission zu verwalten. Ich ernannte zu diesem Amte Miss. Hebich, der nun im Besitz aller auf das Eigenthum unserer ostindischen Mission bezüglichen Urkunden und Papiere ist, über dieselben aber der Committee detaillirte Empfangsbescheinigungen ausgestellt hat. Mit der Anlegung der Grundbücher der verschiedenen Stationen beauftragte ich meinen Neffen, der mich begleitete. Die Verhandlungen in den Regierungsbureaus und Gerichtshöfen der verschiedenen Provinzen besorgte Miss. Mögling, durch dessen Gewandtheit es allein möglich wurde, diese große Arbeit, zu welcher man sonst sehr schwer gekommen seyn würde, während der Visitation zu Stande zu bringen. Als Beilage zu dem Grundbuche wurde von meinem Neffen ein Inventarium sämmtlichen der Mission gehörigen Mobiliars auf allen Stationen ausgearbeitet, so daß nun Verzeichnisse

aller Stations-Bibliotheken, Meubeln ꝛc. in unserm Archiv liegen.

In Beziehung auf die zweite und dritte von mir angeregte Frage erfuhr ich, daß zwar ein Anfang der Generalconferenz-Registratur gemacht sey, aber dieselbe kaum erst diesen Namen verdiene. Deßhalb bat ich Miss. Hebich, darauf Bedacht zu nehmen, daß die für unsere Nachfolger wichtigen Actenstücke sorgfältig gesammelt werden mögen. Um dasselbe bat ich dann auch alle Stationen der Reihe nach, fand indessen, daß es auf den meisten bereits geschehen war. Nur an die Niederschreibung historischer Notizen für die Nachfolger hatten natürlich nur Wenige gedacht, da die meisten unserer Missionare die ersten Arbeiter auf ihren Posten sind, und gewöhnlich nur Nachfolger das Bedürfniß solcher Mittheilungen lebendig empfinden.

Nun kam das Rechnungswesen an die Reihe, und zwar zuerst die Verwilligungstabelle, dann die Geldsendungen von Europa, die Missionsbeiträge, welche in Indien eingehen, die Geschenke, welche einzelne Missionare von englischen Freunden privatim erhalten, die Art und Weise der Geldversendung an die einzelnen Stationen, die Rechnungsführung des General-Cassiers und der einzelnen Stationen, die Controlle über die Cassen und zuletzt die Verwaltung des Privatvermögens für den Fall, wenn ein Missionar sich dasselbe nach Indien hinaussenden lasse und dort selbst verwalte.

Die Verwilligungstabelle, seit 1845 eingeführt, war in ihrer Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit immer noch nicht gehörig anerkannt. Einzelnen war ihr Verhältniß zur Rechnung noch nicht klar. Diese Punkte mußten von dem General-Cassier besonders ins Auge gefaßt werden, und waren daher Gegenstand der Erörterung. Ich konnte die Versicherung geben, daß man zu Hause weder kleinlich noch knauserisch denke und handle; jedes Mal, wenn es diesen Anschein gewinne, nur Unklarheit und Unvollständigkeit der Stationsberichte daran Schuld seyen. Auf der andern Seite

aber mußte gegenüber von der so oft bei den tüchtigsten Christen sich findenden Sorglosigkeit in Geldsachen und dem in den ersten Zeiten unserer Mission vielleicht, jetzt aber nicht mehr begründeten und doch in Praxi bei Einzelnen immer wieder auftauchenden Anspruch auf das Recht, auch ohne vorhergegangene Anfrage bei der Committee größere Summen verausgaben zu dürfen, darauf bestanden werden, daß die Ansätze der Verwilligungstabelle möglichst eingehalten und zu allen außerordentlichen Ausgaben von größerer Bedeutung die Erlaubniß der Committee nachgesucht werde.

Mit der Art und Weise, wie die General-Casse von Europa aus mit Geld versorgt wird, erklärte sich der General-Cassier, Br. Hebich, vollkommen zufrieden, nur wünschte er einen größeren Baarvorrath zu haben.

In Betreff der in Indien eingehenden Missionsbeiträge überzeugte ich mich, daß sie alle namentlich in dem alljährlich gedruckt erscheinenden Bericht aufgeführt werden.

Rücksichtlich der Privat-Donationen, welche einzelne Missionare von englischen Freunden erhalten, wurde einstimmig der Wunsch ausgesprochen, die Missionare möchten wo möglich immer solche abweisen, damit sie ihren unabhängigen Standpunkt zu behaupten vermögen.

Die Rechnungsführung betreffend, konnte ich dem General-Cassier nur unsern innigsten Dank aussprechen für die Pünktlichkeit und Schönheit, mit welcher er seine Jahresrechnungen immer anzufertigen bemüht war. Den Rechnern der einzelnen Stationen ertheilte derselbe das Zeugniß, daß er nur selten einen Anstand in ihren Rechnungen finde. Wirklich fand ich auch auf allen Stationen später das Rechnungswesen in befriedigendem Stand. Um jedoch unsere Verwaltung noch weiter zu vervollkommnen, wurde die Anordnung beschlossen, daß jeder Rechner am Schluß seiner Jahresrechnung seinen Saldo specificiren und ein bei der Rechnung nicht betheiligter Missionar jedes Jahr die Casse stürzen solle.

In der Verwaltung ihres Privatvermögens die Missionare irgend zu beschränken, konnte nicht die Absicht der

Conferenz seyn. Dagegen wurde eine Committee-Verordnung beantragt, welche die Anlegung von Privatcapitalien bei obrigkeitlich nicht autorisirten Bankiers oder in liegenden Gütern, die an Heiden verpachtet wären, im Voraus für unzulässig erklären sollte.

Der vierte Gegenstand der Besprechung war die Conferenz-Ordnung. Es wurde von mir die Frage aufgeworfen: Genügt dieselbe in ihrer gegenwärtigen Gestalt dem Bedürfniß einer kräftigen Localleitung unserer Mission? Die beiden damals an der Spitze unserer Generalconferenz stehenden Missionare erkannten die Nothwendigkeit einer tüchtigen Localleitung an, und beleuchteten dieselbe durch eingehendere Darlegung der bestehenden Verhältnisse. Dagegen fanden sie es mit mir sehr schwierig, den richtigen Weg zu finden, der in Beziehung auf die Einsetzung einer Localleitung einzuschlagen seyn möchte. Man war darin einig, daß die Constitution, welche in den Jahren 1838 und 1839 unserer ostindischen Mission von Seiten der Missionare gegeben werden wollte, schlechthin unstatthaft war, weil sie der Committee nothwendig das Regiment aus der Hand genommen und der Generalconferenz der Missionare übertragen hätte. Auf der andern Seite wurde die Unmöglichkeit, unsere ostindische Mission ohne Beihülfe einer Localleitung unmittelbar von Basel aus noch länger zu regieren, eben so bestimmt hervorgestellt. Die Aufsicht und Leitung aus so weiter Ferne, nur durch Papier vermittelt, konnte weder so eingehend noch so wirksam seyn, als es bei der immer größern Ausdehnung des Werkes allmählig nothwendig wurde. Bereits that sich eine Neigung zur Isolirung der einzelnen Districte und Stationen kund; bereits wurde ein Mangel an Gemeingeist fühlbar; die gleiche Berechtigung der jüngern und ältern Missionare neutralisirte die religiöse und moralische Ueberlegenheit der im Dienst ergrauten Männer, und wirkte lähmend auf das Werk und die persönliche Entwicklung der jüngern Männer. Man betrachtete deßhalb die Organisation unserer ostindischen Mission als ein dringendes Bedürfniß. Ob aber die Conferenz-

Ordnung von 1848 und 1849 demselben entspreche, dieß war die weitere, nicht zu umgehende Frage. Diese schuf ein Berathungsorgan, dessen Thätigkeit nur temporär, dessen Verhandlungen vollkommen frei und formlos, dessen Beschlüsse bloße Rathschläge ohne bindende Kraft waren. Ein solches schien mir aber nach den Erfahrungen der letzten Jahre nicht zu genügen. Die beiden mit mir berathenden Brüder erwarteten von der Durchführung der unveränderten Conferenz-Ordnung vielleicht noch weniger Ersprießliches, als ich selbst. Man durfte nicht voraussetzen, daß die brüderliche Eintracht niemals gestört, daß immer der Kenntnißreichste und Einsichtsvollste zuerst und zuletzt gehört, daß stets die vollste Freudigkeit zu gegenseitiger Unterordnung vorhanden seyn werde. Deßwegen handelte es sich nicht bloß um Gelegenheit, sich gegenseitig vor einander und gegenüber von der Committee auszusprechen, sondern vielmehr um Einsetzung einer Auctorität, um Gliederung des Ganzen, um Durchführung der gefaßten Beschlüsse, um Visitation und Berichterstattung, mit Einem Wort um eine permanente Aufsicht und Leitung, die amtlich und rechtmäßig wäre. Diesem Zweck entsprach die Conferenz-Ordnung nicht. Die Committee selbst hatte dieß erkannt und mich bevollmächtigt, theils die Amtsdauer der Präsidenten zu verlängern, damit dieselben sich Erfahrungen sammeln und auf diesem Wege zu Auctoritäten werden könnten, theils einen solchen Geschäftsgang anzuordnen, wodurch die Conferenzen zu permanent wirkenden Organen der Committee würden. Die beiden Missionare versicherten mich, daß ein Gefühl des Bedürfnisses einer mehr organischen Einheit durch unsere ganze Mission hingehe, verhehlten mir zwar die Schwierigkeiten nicht, welche die Durchführung der oben genannten Gedanken haben werde, erkannten aber doch einen Fortschritt darin, wenn man aus der bisherigen Formlosigkeit heraus in ein mehr geordnetes Geleise komme, und die Auctorität der Präsidenten in der angegebenen Weise gekräftigt werde.

Ein fünfter Gegenstand der Berathung war die Kirchenordnung. Es war ein kurzer, nur das Noth-

wendigste umfassender Entwurf einer Gottesdienstordnung von der Committee mitgetheilt, eine Gemeindeordnung von den Missionaren schon früher aufgestellt worden. Nun fragte es sich fürs Erste, ob die genannten Entwürfe genügen, fürs Andere, ob die Abfassung eines Liturgie-Entwurfs an der Zeit, und wie derselbe zu bewerkstelligen sey. Die in der Gottesdienstordnung aufgestellten Normen schienen den beiden Brüdern empfehlenswerth zu seyn. Die Gemeindeordnung schien einer Ueberarbeitung zu bedürfen. Was die Liturgie betrifft, so war Miss. Mögling entschieden für die Ausarbeitung des Entwurfs einer Liturgie und die Einführung derselben nach vorhergegangener Berathung und Genehmigung des Entwurfs. Miss. Hebich, ein entschiedener Vertheidiger kirchlicher Freiheit und Gegner alles Formenwesens, sprach zwar für möglichst freie Bewegung auf liturgischem Gebiet, gestand aber dennoch, theils im Blick auf die jüngern Männer, theils mit Rücksicht auf die zukünftige Entwicklung unserer Missionskirche gleichfalls zu, daß die Ausarbeitung und Einführung einer Liturgie an der Zeit sey.

Der *sechste* Gegenstand, welcher zur Sprache kam, war die *Bildung und Anstellung der Katechisten*, und insbesondere die Committee-Verordnung von 1847, nach welcher zwei Katechistenschulen, die eine in Mangalur für Canara und Südmahratta, die andere in Tellitscherri für Malabar errichtet werden sollten. Ich hatte schon vorher die Ueberzeugung gewonnen, daß es uns unmöglich sey, zwei Katechisteninstitute zu erhalten. Die Schule in Tellitscherri war immer noch nicht zu Stande gekommen; ich dachte deßhalb daran, die Verordnung von 1847 aufzuheben, nur war ich ungewiß, ob Malajalim-Leute mit den Canaresen in Eine Classe zusammengeworfen werden könnten. Es war deßhalb vorzüglich dieser Punkt, welchen ich allseitig beleuchtet wünschte. Außerdem war es meine Aufgabe, Miss. Hebich dafür zu stimmen, daß er sich entschloß, seine Katechistenschüler an eine ordentlich eingerichtete Katechistenschule abzugeben.

Der siebente Punkt, dem wir unsere Aufmerksamkeit zuwandten, war das Schulwesen. Die beiden Missionare erkannten an, daß das Schulwesen unserer Mission an sehr vielen und bedeutenden Gebrechen leide, und machten mir viele derselben namhaft. Dennoch versicherten sie, daß nicht bloß die Gemeindeschulen, sondern auch die Heidenschulen, trotz ihrer mannigfaltigen Mängel, für die Verbreitung des Evangeliums von unbestreitbarer Wichtigkeit seyen und bereits auch viele Früchte getragen haben.

Den achten Punkt bildeten die leiblichen Bedürfnisse der Gemeinden und die Einrichtung der Missionswerkstätten. In dieser Beziehung war es mir besonders darum zu thun, über die Frage ins Klare zu kommen, ob es nicht bloß wünschenswerth, sondern auch nothwendig sey, daß etwas für die leibliche Versorgung der Katechumenen und die weitere Ausbildung der Handwerker geschehe. Außerdem entwickelte ich meine Gedanken über die Organisation der Missionswerkstätten. Miss. Hebich besonders brachte mir bei dieser Gelegenheit zum Bewußtseyn, worin der Grund liege, warum die Angelegenheit der Werkstätten bisher so wenig Anklang bei den Missionaren selbst gefunden hätte. Er betonte ganz besonders die Nothwendigkeit recht treuer Seelenpflege bei den in die Werkstätten aufgenommenen Heidenchristen.

Dieß waren die alle Stationen gleicherweise betreffenden Berathungsgegenstände, bei deren Erörterung wir uns, wie sich von selbst versteht, sehr oft veranlaßt und sogar genöthigt sahen, uns auf einzelne Fälle, welche auf die vorliegende Frage besonderes Licht warfen oder besondere Berücksichtigung erforderten, gegenseitig aufmerksam zu machen, und unsere Kenntniß sowohl der heimathlichen als der ostindischen Verhältnisse nach den verschiedensten Richtungen hin auf beiden Seiten sich ungesucht erweiterte. Noch lagen aber einige specielle Fragen vor, bei welchen mir das Urtheil der beiden erfahrenen und sachkundigen Männer von der größten Wichtigkeit seyn mußte. Es handelte sich um die Besetzung mehrerer Punkte unseres Missionsgebietes.

Honor, früher in Angriff genommen, war längere Zeit aufgegeben; jetzt wurde von Seiten der dort lebenden Engländer die Wiederbesetzung der Station dringend gewünscht. Schimoga stand schon länger auf der Liste der neu zu besetzenden Posten. In Palghat war bereits Etwas geschehen, es war aber die Frage, ob es mit zwei Katechisten oder einem Missionar besetzt werden sollte. In Guledgudd war eine Gemeinde entstanden, die entweder verpflanzt oder unter die Obhut eines dort zu stationirenden Missionars gestellt werden mußte. Natürlich wurden auch diese Fragen, wenn auch der Natur der Sache nach noch nicht gelöst und entschieden, so doch allseitig beleuchtet und erwogen.

Noch Vieles wäre freilich zu besprechen gewesen, allein es handelte sich ja zunächst nur um eine vorläufige Discussion, um einen Ueberblick über den Stand unserer Angelegenheiten. Deßhalb brach ich am 1. November die Verhandlungen ab, nachdem wir die ganze Woche hindurch vom Morgen bis zum Abend gesessen waren. Ungeachtet die Größe der mir gestellten Aufgabe mir nun erst recht im Einzelnen zum Bewußtseyn gekommen war, trug ich doch am Schluß der Conferenz die Gewißheit in mir, nicht bloß für meine Person wesentlichen Gewinn von derselben gehabt, sondern auch die beiden Brüder, die durch die Wahl der Generalconferenz für die nächste Zeit noch an die Spitze unserer Mission gestellt waren und den größten Einfluß im Kreise unserer Missionare hatten, gründlich über die Absichten der Committee und die mir gewordenen Aufträge unterrichtet zu haben. Auch wirkte die volle Eintracht, welche in unserer Conferenz herrschte, höchst wohlthuend und ermunternd auf uns Alle, so daß Jeder in seinem Theil mit Zuversicht das ihm gesteckte Ziel weiter verfolgen konnte. Zugleich waren die Andachtsstunden, welche wir mit dem gesammten Missionspersonal und theilweise auch mit der Gemeinde während dieser Zeit hielten, gewiß nicht ohne bleibenden Segen.

In einer freien Stunde während der Conferenzen mit Miss. Hebich und Mögling hatte ich am 26. October eine

Unterredung mit dem Industriebruder Bösinger, zu welcher ich den Präses der Generalconferenz beizog, um einen Zeugen der Verhandlung zu haben, deren Verlauf von Wichtigkeit und deren Ausgang ungewiß war. Ich hatte den Industriebrüdern den Entwurf eines Statuts unserer Missionswerkstätten übergeben und sie aufgefordert, mir ihre Gedanken darüber mitzutheilen. Bösinger aber hatte nicht bloß das Statut kritisirt, wozu er berechtigt war, sondern auch verschiedene Bedingungen aufgestellt, unter welchen er allein dieses Statut annehmen könne, unter anderm die Bedingung, daß Miss. Mögling ihm niemals vorgesetzt werden dürfe, wovon im Statut nicht die Rede war, was er sich nur als eine Möglichkeit dachte. Mögling nämlich war es gewesen, der die Aussendung der Industriebrüder vorzugsweise veranlaßt und später in ihren mancherlei Nöthen sie berathen hatte, ohne freilich dazu beauftragt gewesen zu seyn. Ihn beschuldigte deßhalb Bösinger, daß er durch seine aller Sachkunde entbehrenden Eingriffe das Mißlingen der Unternehmung der Industriebrüder verschuldet habe. Die aufgestellten Bedingungen zeigten aber eben, daß Bösinger theils den Standpunkt verkannte, auf dem er stand, theils den Missionssinn, ohne welchen sein Unternehmen nicht gelingen konnte, wenigstens theilweise verloren hatte. Ich mußte deßwegen nothwendig gründlich mit ihm durchreden, und that es nun. Ich versicherte ihn, daß es mein aufrichtiger Wunsch sey, jeden Rath von ihm sowohl als von anderen Missionaren aufs Beste zu benützen, um etwas praktisch Brauchbares in der schwierigen Frage der Organisation unserer Werkstätten zu Stande zu bringen; auf der anderen Seite mußte ich ihm erklären, daß von Aufstellung von Bedingungen keine Rede seyn könne; daß er die Entscheidung über die zu erledigenden Fragen mir und in letzter Instanz der Committee überlassen müsse; die Erklärung aber, daß er sich den oder jenen Missionar, gleichviel welchen, nicht vorsetzen lassen könne, einer Austrittserklärung gleich zu achten sey; daß er eben deßwegen reiflich erwägen möge, was er rede und thue, da seine Zukunft

von den Schritten abhänge, zu denen er sich jetzt entschließe. Die Unterredung war ernst, und ich erkannte klar und deutlich, daß mir ein Mann gegenüberstand, der nicht bloß wußte, was er wollte, sondern auch entschlossen war, seinen Standpunkt zu behaupten. Bösinger hatte im Feuer gestanden und erkannt, daß man im Treffen einen festen Boden unter den Füßen haben müsse; auf der anderen Seite aber war er versucht, den Weg der Einfalt, des brüderlichen Vertrauens, der Demuth und des Gehorsams zu verlassen. Indeß machte die Unterredung doch, wie ich zu bemerken glaubte, einen günstigen Eindruck auf ihn. Deßwegen gab ich die Hoffnung nicht auf, der sonst so tüchtige Mann werde sich allmählig zurecht finden. Auch der Präses der Generalconferenz hoffte dieß und machte es sich zu ganz besonderer Aufgabe, dem Bruder in diesen entscheidungsvollen Tagen recht liebreich nachzugehen und seelsorgerlich beizustehen. Allein, wie es immer in der Welt zu gehen pflegt, wenn der Tag der Entscheidung kommt, so ist es selten mehr Zeit zur Nachholung des Versäumten, und kostet es einen resoluten Entschluß, wenn man vom bisher betretenen Weg noch hinüberkommen soll auf einen andern. So war es auch hier. Die Frage wegen der Werkstätten mußte entschieden werden; auf den 29. October war die Berathung derselben angesagt. Bösinger hatte 3 Tage Zeit, seinen Entschluß zu fassen. Dieser aber mußte eine gründliche Umkehr in sich schließen; denn ich meinerseits mußte darauf bedacht seyn, ein Element, das im Voraus das Unternehmen der Werkstätten in Frage stellte und auch in weiteren Kreisen nur verderblich wirken konnte, auf die eine oder die andere Weise vollständig zu beseitigen. Wirklich schien auch eine Zeitlang eine günstige Entwicklung des offenbar verworrenen Knotens angebahnt und eingeleitet, als Bösinger an denjenigen Missionaren, die ihn, wie er behauptete, in seinem Gegensatz gegen Miss. Mögling bestärkt hatten, plötzlich irre wurde, weil er sich von ihnen verlassen sah, und unter solchen Umständen lieber in den Dienst einer

anderen Gesellschaft treten als auf seinem bisherigen Posten länger fortarbeiten wollte.

Doch ich theile am Besten einen Auszug aus den Protokollen mit. Die Districtsconferenz von Canara versammelte sich am 29. October Abends; 15 Missionare nahmen an derselben Theil. Ich betete und las Luc. 5, 1—11, mit Beziehung auf die scheinbar vergebliche Arbeit unserer Industriebrüder.

Die Aufgabe der Districtsconferenz war die Erörterung folgender drei Fragen: 1) Sind Missionswerkstätten wünschenswerth und nothwendig? 2) Dürfen wir hoffen, daß die an den Werkstätten bereits angestellten Brüder die Aufgabe zu lösen im Stande sind, welche den Werkstätten gesteckt ist? 3) Wie sind die Werkstätten zu organisiren, wenn sie ihrem Zweck entsprechen sollen? — In Beziehung auf die erste Frage erklärten sich sämmtliche anwesende Missionare in bejahendem Sinn. Aus manchen früher nach Basel gegangenen Briefen konnte man die entgegengesetzte Ansicht herauslesen; jetzt war nicht Eine Stimme zu finden, welche bewiesen oder auch nur behauptet hätte, die Werkstätten seyen überflüssig. Höchstens schien die Uhrenmacherei nicht das Gewerbe zu seyn, mit dem man hätte anfangen sollen. (Man setzte aber gleicher Weise Zweifel in das Gelingen der Weberei, die nun eben doch aufblüht, und mußte, wenn man Bösinger hörte, auch am Gelingen der Schreinerei und Schlosserei zweifeln, welche z. B. von Miss. Würth als eines der dringendsten Bedürfnisse des Landes und als eines der gesichertsten Gewerbe dargestellt wurden.) Miss. Deggeller meinte, die Christen sollten, wenigstens der Mehrzahl nach, Bauern werden, mußte aber doch auch bezeugen, daß man christliche Werkstätten haben müsse, um Christenknaben, die nicht Bauern werden können, ein Handwerk lernen zu lassen. Miss. Greiner, der früher am entschiedensten gegen die Heraussendung der Uhrenmacher gestimmt hatte, theils weil er die Uhrenmacherei nicht für das geeignete Gewerbe hielt, theils weil er die unabhängige Stellung der Industriebrüder und den Weg, den die Industriecommis-

sion einschlug, überhaupt nicht zweckmäßig fand, erklärte jetzt, er gebe die Nützlichkeit und Nothwendigkeit von Missionswerkstätten vollkommen zu, und hoffe, es werde mit des HErrn Hülfe das Unternehmen doch noch gelingen. Bisher war oft von den Industriebrüdern behauptet worden, man brauche gar keine Werkstätten, man bekomme weder Lehrjungen noch Arbeiter; jetzt gegenüber von den Erklärungen der alten gestandenen Missionare, *) die die Bedürfnisse der Gemeinden besser kannten, als sie, stimmten auch diese dem Satz bei, Missionswerkstätten seyen ein entschiedenes Bedürfniß. Dagegen bezeugten nun in der Conferenz die zwei ältesten Missionare, Hebich und Mögling, frei und offen, der Grund, warum die Werkstätten bisher ihrem Zweck nicht entsprochen haben, liege, kurz gesagt, vorzugsweise in dem Mangel an tüchtiger Seelenpflege, deren die neubekehrten Heiden so sehr bedürfen und welche die Industriebrüder theils aus Mangel an Sprachkenntniß und Erfahrung nicht bieten können, theils aber auch nicht so sich angelegen seyn lassen, als sie sollten und könnten. Miss. Hebich machte insbesondere darauf aufmerksam, daß die Industriebrüder, wenn sie auch der Sprache noch nicht mächtig seyen und deßhalb noch nicht Alles verstehen, schon um ihrer Leute willen fleißiger in die Kirche gehen und mehr kirchlichen Sinn an den Tag legen sollten, ein Punkt, den auch ich mit dem nachdrücklichsten Ernst den Brüdern einschärfte, weil mir der Anschluß an die Gemeinde, im Heidenland noch viel mehr als zu Hause, von hoher Bedeutung, ja ein ziemlich sicherer Maaßstab des eigenen Wachsthums zu seyn scheint. Miss. Mögling aber stellte den Antrag, es mögen die an der Gemeinde arbeitenden Missionare sich mit den Balmattha-Missionaren darüber verständigen, wie eine sorgfältigere Seelenpflege unter den Arbeitern in den Werkstätten ermöglicht werden könne.

---

*) Miss. Greiner erklärte: so wenig fehle es an Lehrjungen und Arbeitern, daß man nur fürchten müsse, man könne trotz der Werkstätten sie nicht alle versorgen.

Die zweite Frage war mir eigentlich schon beantwortet. Ich hatte bereits so viel Kenntniß ostindischer Zustände, daß ich sagen konnte, es sey keine christliche Kraft zu klein, um in einem Lande, wie Indien, mit wahrem Gewinn verwendet werden zu können; aber reell christlich müsse sie seyn. Es handelte sich deßwegen auf meinem Standpunkt um ein Gedoppeltes bei dieser Frage. Einmal mußten die Industriebrüder zu der Erkenntniß und Anerkenntniß gebracht werden, daß das Unternehmen der Werkstätten nur dann ganz fehlschlagen könne, wenn es bei ihnen am rechten Missionssinn fehle, und fürs Andere mußte nun offenbar werden, ob die beiden Männer diesen besitzen und wie weit sie ihn besitzen. Ich warf deßwegen einen Rückblick auf die Geschichte der Werkstätten, entwickelte den Standpunkt, auf dem die Committee in der Frage stehe, beurtheilte offen und freimüthig die früheren Schritte der handelnden Personen, suchte das Verfehlte und das entschieden Zweckmäßige im Einzelnen von einander zu scheiden; dann aber stellte ich den Industriebrüdern die Frage: 1) ob sie nach diesen Erörterungen bereit seyen, dem HErrn auf dem ihnen angewiesenen Posten auch ferner zu dienen, ohne Bedingungen irgend welcher Art zu stellen? 2) ob sie so viel Vertrauen zu ihren Mitarbeitern haben, um in Verbindung mit ihnen, und wenn dieß beschlossen würde, auch unter ihrer Aufsicht fortarbeiten zu können, und so viel Vertrauen zur Committee der evangelischen Missionsgesellschaft, daß sie sich der Leitung derselben unbedingt überlassen könnten? Die beiden Brüder bekannten, daß ihnen die Freudigkeit zum Dienst in der Mission in gewissem Grade entschwunden sey. Müller setzte indessen sogleich hinzu: er bete aber darum, daß er neuen Muth und neue Freudigkeit erlange; denn er habe keinen anderen Wunsch als den, den Heiden zu dienen. Auch habe er sowohl zu den Missionaren als zur Committee das Vertrauen, daß sie nichts von ihm begehren werden, was er nicht zu thun berechtigt wäre. Er behalte sich vor, nöthigenfalls seine abweichende Meinung zu äußern, werde aber der Committee Gehorsam leisten, und zwar nicht bloß

vor Menschen, sondern vor dem HErrn. Bösinger dagegen umging den Hauptpunkt der Frage, indem er bemerkte: er habe die Freudigkeit verloren, weil es in der Werkstätten-Angelegenheit nicht nach des HErrn Willen gegangen sey; gehe es wieder anders, so habe er wieder volle Freudigkeit zu seinem Beruf. Wiederholt gefragt und gedrängt, gab er jedoch die Erklärung ab, er sey entschlossen, auch in Zukunft dem HErrn als Handwerker in der Mission ohne Rückhalt zu dienen; er sey von jeher entschlossen gewesen, der Committee unbedingt zu gehorchen; den Missionaren gegenüber habe er seine Befürchtungen noch nicht überwunden, bitte indessen den HErrn, ihm Kraft zu geben, sie zu überwinden. Ich erwiederte ihm, die Leitung der Committee verbürge die Möglichkeit, auch den Missionaren ohne Gefahr sich unterzuordnen. Darauf hin bekannte Bösinger: zu den anderen Missionaren habe er wohl Vertrauen, Miss. Mögling könne er es nicht ebenso schenken, weil er diesen als die Hauptursache des Mißlingens ihrer Unternehmung betrachten müsse, indem dieser zur Etablirung der Werkstätte auf Balmattha, statt in der Stadt selbst, Veranlassung geworden. Diese Erklärungen zeigten nun aber deutlich, daß der gute junge Mann sich in eine Anschauung festgerannt hatte, die zwar ohne Zweifel nicht aller Wahrheit entbehrte, in dieser Anwendung jedoch geradezu verkehrt war; zugleich aber auch, daß derselbe, obgleich einerseits zum Einlenken geneigt, völlig sich zu demüthigen, sich noch nicht entschließen konnte. Deßhalb hieß ich denselben abtreten und die Missionare ihre Ansicht über den Stand der Dinge offen äußern. Miss. Hebich fand in den Erklärungen Bösingers das Gegentheil von dem, was derselbe brauche, nämlich Buße und Vergebung. Miss. Greiner suchte den Grund der vorliegenden Uebelstände in einer Reihe von Mißverständnissen, zweifelte aber, ob es Bösinger gelingen werde, eine Stimmung zu erringen, die ihm das Bleiben auf seinem Posten möglich mache. Miss. Ammann äußerte: er kenne den l. Bruder nicht gehörig, nach dem, was er aus seinem Mund gehört, scheine er ihm nicht recht zum HErrn

und zum Werk der Mission zu stehen; doch habe er Hoffnung, er werde sich eines Besseren belehren lassen. Die übrigen Stimmen lauteten ähnlich. Der College Bösinger's äußerte: „Bösinger schiebt die Schuld noch zu viel auf „Mögling. Ich habe auch Manches gegen ihn; aber es „ist meist das, was Mögling gegen sich selber hat, daß er „zu schnell ist und viele Pläne macht. Daß die älteren „Brüder anders hätten handeln sollen, geben sie selber zu; „aber es war schwer, das Rechte zu treffen. Da wir unter „uns selbst verstimmt waren, waren wir's auch gegen die „anderen Brüder. Das sieht Bösinger noch nicht ein, daß „wir eigentlich uns selbst das Spiel verderbten. Hier an„gefaßt, muß er nachgeben oder brechen." Nach der Umfrage kündigte ich der Conferenz meinen Entschluß an, dem Industriebruder Bösinger noch 14 Tage Bedenkzeit zu geben, während welcher Zeit er sich entschließen müsse, ob er die von ihm gestellten Bedingungen zurücknehmen und Gehorsam gegen die Weisungen der Committee versprechen, oder aber den Dienst der Gesellschaft verlassen wolle; und diesen Beschluß eröffnete ich dem Betreffenden, nachdem er seinen Platz in der Conferenz wieder eingenommen.

Nun war die dritte Frage noch übrig. Als erstes Haupterforderniß, wenn die Werkstätten ihrem Zweck entsprechen sollten, erschien mir die Einsetzung einer Local-Leitung, den Missionaren die Verpflanzung der Werkstätten in die Stadt, womit zugleich ausgesprochen war, daß Miss. Greiner die Leitung übernahm. Allein so schön und einfach sich auf die zuletzt angegebene Weise die Sache machte, so lange man auch hin und her debattirte, und so viel Licht diese Debatte nach allen Seiten hin über die verschiedensten Fragen verbreitete, die auf wenigstens 5000 Fr. sich belaufenden Unkosten der Verpflanzung zu verwilligen, konnte ich mich nicht entschließen; die Committee aber um Verwilligung zu bitten, dafür erhob sich bei der Abstimmung keine Hand. So trat die Frage: wer an die Spitze der Local-Leitung treten solle? in ein neues Stadium. Die Entscheidung scheint

sehr leicht gewesen zu seyn. Miss. Mögling wohnte auf der Balmattha und fand wenigstens eben so gut Zeit, als ein anderer der Missionare; überdieß war er Senior der Balmattha. Miss. Greiner und Bührer wohnten eine halbe Stunde entfernt. Allein die oben genannten Antecedentien und der Umstand, daß Miss. Mögling in gewerblichen Angelegenheiten keine Erfahrung hatte und bei seinem übermächtigen Einfluß an der Gemeindeleitung sich nicht mitbetheiligen durfte, ließen fast Niemand daran denken, ihm die Leitung der Industriewerkstätten zu übertragen. So wurde Miss. Greiner mit entschiedener Majorität zum Vorstand derselben gewählt, wodurch für mich der Hauptsache nach der Weg vorgezeichnet war, den ich bei Organisation der Werkstätten zu gehen hatte. Da es ohnedieß späte Nacht geworden war, brach ich deßhalb die Berathungen ab, und Miss. Mögling schloß mit einem eben so freundlichen als ernsten Gebet.

Die Verhandlung war, wie meine Leser leicht erkennen, um der persönlichen Beziehungen willen, die in derselben berührt werden mußten, sehr betrübend für mich. Ich ging deßwegen auch mit schwerem Herzen aus der Sitzung. Dennoch war ich auf der andern Seite sehr erleichtert. Der Knoten war ziemlich verworren gewesen, als ich in Indien ankam; die Stimmung war früher zu Zeiten ziemlich gereizt gewesen. Nun war der Thatbestand gehoben und durchgesprochen, und das, ohne daß ein bitteres oder heftiges Wort gefallen wäre. Die sachliche Seite der Werkstättenfrage war bereinigt; für die Ordnung der persönlichen Verhältnisse, die mit ihr zusammenhingen, war ein fester Ausgangspunkt gewonnen. Für meine fernere Amtspraxis wurde mir die alte Wahrheit recht eindringlich, daß der HErr sein Gericht anfängt beim Hause Gottes und der Tag der Offenbarung kommt, ehe wir's uns versehen.

5. Festtage und Erquickungsstunden. Unterredungen mit den Miss. Bührer und Greiner. Besprechung mit der versammelten Mangalurgemeinde. Conferenz mit den an der Gemeinde arbeitenden Missionaren. Bösinger erklärt seinen Austritt. Conferenz mit den Balmattha-Missionaren. Zweite Besprechung mit der Mangalurgemeinde. Stationsconferenz. Districtsconferenz. Kurzer Rückblick.

Die Anstrengungen der Arbeitstage, welche die letzte Octoberwoche ausfüllten, waren recht geeignet, in Jedem unter uns ein lebendiges Verlangen nach etwelcher geistlicher Erquickung zu erwecken. Deßhalb war der Hochzeittag des l. Miss. Hoch für uns Alle ein rechter Freudentag. Die Hochzeitfeier fand am 30. October statt. Ein großer Kreis von Missionsgeschwistern (es waren außer mir und meinem Begleiter 16 Brüder und 5 Schwestern), und fast die ganze Mangalurgemeinde nahm daran Theil. Die Ordnung des Festes war folgende: Als die Verlobten die Kirche betraten, wurden sie von den jüngern Missionaren mit einem deutschen Lobpsalm begrüßt. Dann stimmte die Gemeinde ein canaresisches Lied an, und Miss. Ammann sprach ein herzliches Gebet in Tulu. Nun hielt ich die Hochzeitrede über die Tagesloosung Ezech. 34, 16. und den Lehrtext Act. 2, 37. (über diese Texte gerade, weil die Brautleute es wünschten), und auf die Rede folgte die Trauung, die ich nach der württembergischen Agende verrichtete. Die schwarze Gemeinde, obwohl nichts verstehend von der Rede und dem liturgischen Formular, saß andächtig da und bezeugte ihre innigste Theilnahme. Nach der kirchlichen Feier vereinigte Miss. Greiner's Wohnung nicht nur die Missionsgeschwister, sondern auch viele Gemeindeglieder beim Hochzeitmahl. Miss. Hoch's indobrittische Zöglinge hielten mit den Katechistenschülern unter Miss. Mögling's Aufsicht ihre Tafel auf Balmattha. Die Gemeindeglieder, die sich in ihrem feiertäglichen Schmuck zum Mittagsmahl einfanden, lagerten sich,

etwa 200 an der Zahl, in zwei langen Reihen auf dem Boden der schönen Verandah, welche das Niraschwale-Missionshaus umgibt. Die Grasmatten, auf denen sie saßen, waren zugleich ihr Tischtuch, die schönen Plänten- (oder Pisang-) Blätter ihre Teller, die Hände ihre Löffel. Die aufgetragenen Gerichte waren Reis und Curry. Im Innern des Hauses, in dem geräumigen Saal, war für die europäischen Gäste ein einfacher Tisch bereitet, an dem auch ich Platz nahm. Die Hauptfreude der Mahlzeit bildete der Nachtisch. Dieser bestand in einer eben so lieblichen und witzigen, als ernsten Application der Bibelsprüche, welche den einzelnen Gästen auf ihre Teller gelegt worden waren, durch den Senior der Hochzeitgesellschaft, Miss. Hebich, auf die Personen, denen sie zugetheilt worden waren. Dieser im eigentlichen Sinn kreisende Becher lebendigen Wassers durfte aber billig nicht an dem alten Senior vorübergehen, ohne daß auch er ihn kostete. Nachdem er fertig war, erbat ich mir daher seinen Bibelspruch, und applicirte ihn nun auch mit derselben Ungenirtheit, wie er bei den übrigen Gästen es gethan, auf ihn. Ich zweifle, ob man in vielen christlichen Gesellschaften jedem einzelnen Gast so offen unters Gesicht sagen dürfte, was ihm Noth thut. Dazu gehört die kindliche Einfalt und der kräftige Witz eines solchen Alten, wie Hebich. Solche Lebensbilder aus der Familiengeschichte der Missionare charakterisiren sie aber auch als die Nachfolger der ersten Jünger. Ehe wir aus einander gingen, sang man: „Eines wünsch' ich mir vor allem Andern" u. s. w. Später aber versammelte man sich nochmals im neuen Haus um den Theetisch. Unser Gesang zog viele heidnische Nachbarn herbei; sie füllten allmählig die Treppe und betrachteten die Festversammlung durch die Fenster. Am Schluß sang man: „Nun lob', mein' Seel', den HErren" 2c. Ich las den Psalm 103 und weihte das neue Haus durch Gebet dem HErrn, zu dessen Ehre unsere Gesellschaft es erbaut hat.

Dieß die einzige Missionshochzeit, die ich in Indien erlebte, deren Beschreibung zu vervollständigen ich am Schlusse

aber noch zwei Anecdoten beifügen muß, die ich aus practischen Gründen dem nachwachsenden Missionsgeschlecht überliefern möchte. Meine liebe Reisegefährtin, die Braut des lieben Miss. Hoch, hatte aus sehr theurer Hand in Basel den Myrthenkranz empfangen, mit dem sie an ihrem Hochzeittage sich schmücken sollte; in Mangalur aber ist den christlichen Jungfrauen, um sie dem heidnischen Wesen zu entwöhnen, das sich beständig mit Blumen schmückt, verboten worden, einen Brautkranz zu tragen. Was sollte nun die europäische Braut thun? Eine Liebespflicht mußte verletzt werden, entweder das Versprechen, zu Hause gegeben, oder das Gebot der Missionare. Ich weiß nicht, welche Betrachtungen und Erwägungen angestellt wurden, wer Dispensation oder Rath ertheilte. Unsere liebe Braut erschien im Myrthenkranz. Darum, denke ich, mag Jedermann sich wohl hüten, Menschengebote aufzustellen, die über kurz oder lang als unhaltbar erscheinen. Das zweite Geschichtchen, das sich an diesem Tage zutrug, ist folgendes: Als die schwarzen Hochzeitsgäste in der Verandah des Missionshauses Platz genommen und bereits angefangen hatten, ihre Mahlzeit einzunehmen, trat Miss. Hebich freudestrahlend an mich heran, nahm mich am Arm und führte mich hinaus in die Verandah, um einen Gang durch die Reihen der Gäste mit mir zu machen, weil er der Meinung war, ich müßte mich an dem lieblichen Schauspiel ergötzen, das sich da vor meinen Augen aufthun würde. Allein so sehr ich mich an dem Anblick der schwarzen Gemeinde in den Kirchen allezeit erfreuen konnte, dieses Anblicks mich zu freuen, war ich außer Stande. Gleich an der ersten Ecke wurde ich eine alte Frau gewahr, die ihre Reiskugeln in so häßlicher Weise in den aufgesperrten Rachen hineinwarf, daß ich wieder umkehrte und zu Miss. Hebich sagte: so lange die Hindu's auf dem Boden sitzen und ihre Mahlzeit wie die Raubthiere verschlingen, verzichte ich meines Theils auf das Vergnügen, auch nur Zeuge ihres Gastmahls zu seyn, weil ich fürchten muß, so oft ich daran denke, von Ekel ergriffen zu werden.

Der 2. November war ein Sonntag. Auch dieser Tag war ein sehr gesegneter Tag. Miss. Hebich predigte; denn Predigen ist seine Passion. Er fürchtet nicht, es irgend jemals nicht gut zu machen, und ist nicht verlegen um das, was er sagen soll. Daher wüßte er nicht, warum ein Anderer predigen sollte. In seinem langen Eingangsgebet breitete er fürbittend seine Flügel über die ganze Missionswelt aus. Die Predigt war so eingerichtet, daß er die specielle Application des Textes auf die Missionare deutsch vortrug, während er sonst canaresisch sprach und der Katechist das canaresisch Gesagte sogleich auch ins Tulu übertrug. Nach der Predigt wurde das heilige Abendmahl gefeiert. Hebich und Bührer administrirten. War mir Hebich's Gebet und Predigt schon nahe gegangen, so freute ich mich nun auch recht inniglich mit den schwarzen Brüdern und Schwestern den Leib und das Blut unseres HErrn und Heilandes Jesu Christi zu genießen. Wer könnte aber auch im Heidenlande mit den Heidenchristen Abendmahl halten, ohne dem HErrn mit inbrünstigem Herzen zu danken für diese allerköstlichste Gabe, durch welche Er Alle mit sich vereinigt, um sie aufzuerwecken am jüngsten Tage!

Am 3. November kamen die ersten Briefe aus der Heimath an. Sie waren nur 17 Tage nach unserer Abreise geschrieben und schon waren wir 2 Monate auf der Reise. Unterdessen konnte viel geschehen seyn; aber die guten Nachrichten, welche die Briefe brachten, waren ein Angeld, das uns des HErrn Güte und Treue auch für die Zukunft verbürgte. Abends fand die monatliche Missionsstunde Statt, die ich gerne übernahm, um der Gemeinde in ihrer Gesammtheit Einiges über unser Missionswerk in den verschiedenen Ländern der Erde mittheilen zu können. Ich erzählte namentlich von unseren afrikanischen Stationen, wo eben damals einige Neger anfingen, in recht erfreulicher Weise an der Verkündigung der großen Heilsgeschichte selbstthätigen Antheil zu nehmen. Am Schluß ermunterte ich die Gemeinde, die Bekehrung Indiens nicht bloß als unsere, sondern als eine gemeinsame Aufgabe der Missionare und

der neubekehrten Hindu's zu betrachten. Miss. Mögling war dießmal mein Dolmetscher.

Am 6. November machte ich mit Miss. Greiner, einigen anderen Brüdern, Frau Hoch, den Katechistenschülern und den Zöglingen des indobrittischen Instituts einen Ausflug nach Maroli. Es ist dieß ein der Mangalur-Kirche gehöriges kleines Palmen- und Reisfeld, 1½ Stunden von der Stadt entfernt. Ich fuhr mit Miss. Greiner und Frau Hoch im Ochsenwagen. Zuerst ging's auf der Mercara-Straße gegen Nordosten, an dem von unseren Missionaren so genannten „Bäumlein" (ein Baum, zu dem Miss. Mögling Monatelang alle Tage ritt und bei dem er regelmäßig umzukehren pflegte) vorüber bis zum ersten Dörflein. Jenseits dieses kleinen Bazaars beugten wir dann in eine andere Straße ein, die sich rechts wandte. Da schauten die Berge von Muddbiddri vom Osten zu uns herüber, rechts hinab in den verschlungenen Thalgewinden lagen die Gärten und Reisfelder der Hofbauern um Mangalur her. Oben aber auf der Höhe, wo wir einherfuhren, war Alles kahl. Endlich hielt der Wagen und wir gingen einige Schritte rechts quer über die Haide bis zum Rand des Hügels. Dann stiegen wir auf einem schmalen Felsenpfad hinab in eine enge, aber nicht eben tiefe Thalschlucht, durch welche ein kleines klares Wässerlein rinnt, das die über oder unter einander angelegten Terrassen des Gartens bewässert, der diese verborgene Nische des Thales ausfüllt. Dieß ist Maroli, ein gewiß jeden Europäer mit Entzücken erfüllender Ort, für einen Einsiedler ein exquisites Plätzchen. Im hintersten Grunde der Schlucht ein Palmenwäldchen, das rechts und links noch ein klein wenig weiter an dem Hügel sich hinzieht, während die mittleren, allmählig immer tiefer gegen den Thalgrund sich senkenden, Terrassen mit Reis bepflanzt sind. Und mitten hindurch zwischen den Palmen ein freier Blick ins Thal hinab. Es war das erste Mal, daß ich die Areka-Palmen in größerer Zahl beisammen stehen sah, diese schlanken, dünnen, schön grünen, bolzgerade aufschießenden Stämme mit ihrem gewundenen Blätterkranz. Sie

wurden von diesem Tage an meine Lieblinge unter den Palmen. Außer dieser Palmenart sah ich indessen noch mehrere und zwar von der verschiedensten Größe. Unter anderen zog meine Aufmerksamkeit ein Exemplar der Fächerpalme auf sich, das eben gerade sein erstes Blatt entfaltete und mich so ergötzte, daß ich es ohne Gnade als eine seltene Beute mit mir nach Hause nahm. Sobald das junge Volk aber sah, daß ich mich solcher Dinge erfreute, trug es mir, der Eine eine Blume, der Andere ein Blatt, der Dritte eine Frucht zu, so daß ich reich an neuen Eindrücken und Besitzthümern heimkehrte. Ehe wir aber den Rückweg antraten, sammelten wir uns im kleinen Hof vor der Pächterswohnung. Die Jungen sangen einige Lieder, der Pächter bot uns Kokosnüsse zur Erfrischung. Da war es, wo ein Katechistenschüler mir ein kleines Pflänzchen reichte, mit der Frage: „Kennen Sie das?" und dann der danebenstehende Pächter, ein Konkanibauer, dasselbe nahm, um zu sehen, was es sey, und es mir mit den Worten zurückgab: „Das ist Tulasi; dieß braucht man zu Allem im Leben, zum Heirathen und Sterben." Ich erwiederte: „Wie so? ich bin verheirathet und habe es nie gesehen, und was wollt Ihr damit im Sterben? Wollt Ihr's essen? Kann es Euch vom Tod erretten?" Der Bauer war verwundert und sagte: „Nein; aber man braucht es eben." Weiter konnte er nicht sagen. Es war ein netter, gefälliger Mann; aber ohne irgend eine wahre Gotteserkenntniß. Da dachte ich: O wie arm ist doch das Leben eines Heiden, selbst unter dem Dach der schönsten Palmen Ostindiens verlebt.

Die übrigen Tage der Woche vom 3. bis 6. November gingen unter den mannigfaltigsten Arbeiten hin, die sich theils auf die früheren Conferenzen bezogen, theils zur Vorbereitung auf weitere Verhandlungen dienten. Ueberdieß setzte ich meine Unterredungen mit den einzelnen Missionarien fort. Die Reihe war an Miss. Bührer und Greiner.

Meine Unterredung mit Miss. Bührer bewegte sich zuerst um die Uebersetzung der Heil. Schrift ins Tulu. Derselbe theilte mir die Geschichte dieser Arbeit und seine Ansicht

über die nun mehrfach revidirte Uebersetzung des Neuen Testaments mit. Dabei sprach er den Wunsch aus, es möchte auch das Alte Testament ins Tulu übersetzt und die bereits übersetzten biblischen Geschichten gedruckt werden. Ebenso berichtete er mir über die Vorarbeiten für die Tulu-Liturgie, welche bereits vorhanden seyen, und bezeichnete einige Tulu-Worte, über deren liturgischen Gebrauch man sich noch bestimmter verständigen müsse. Seine Angaben über die Erbauungsstunden lieferten das von den Mittheilungen Miss. Deggeller's etwas abweichende Ergebniß, daß die Gemeindeältesten öfters unaufgefordert in denselben das Wort ergreifen und ihre Aeußerungen und Gebete oft recht treffend und practisch seyen. In Betreff der Seelsorge theilte mir Miss. Bührer mit, daß die Gemeindeglieder nicht einem bestimmten Missionar zugewiesen und übergeben seyen, sondern meistens eben zu demjenigen Missionar gehen, der sie getauft habe, dagegen die Missionare überall herumkommen. Bei genauerer Untersuchung fand ich indessen doch, daß gerade in Mangalur, wo die Christen so weit zerstreut, oft eine halbe Stunde von der Kirche entfernt wohnen, in seelsorgerlicher Beziehung, wo möglich, noch etwas mehr geschehen sollte. Ueber den religiösen Zustand der Gemeinde sprach sich Miss. Bührer folgendermaßen aus: Die Leute wachsen im Allgemeinen in christlicher Erkenntniß und christlichem Leben. Ihre Begriffe werden allmählig klarer und bestimmter. Dieß gilt besonders von denen, die lesen können oder noch lesen lernen, oder sich fleißig vorlesen lassen. Vierzigjährige Personen sogar lernen noch lesen. Bei älteren will es nicht mehr gehen, und diese bleiben dann natürlich in Beziehung auf ihre Erkenntniß meist schwach. Gelesen und gebetet wird regelmäßig in den Häusern. Da man noch kein Gebetbuch hat, müssen Alle, welche beten wollen, aus dem Herzen beten. Miss. Bührer erzählte, er habe schon öfters unbemerkt solche Hausandachten mit angehört und könne versichern, daß, wenn die alten Christen der Heimath gleich in der Erkenntniß weiter vorangeschritten seyen, solche Gebete, wie man sie aus dem Munde der Hindu's

höre, zu Hause selten vernommen werden. Von den Erfahrneren, meint unser Freund, könne man sagen, sie seyen auch in hohem Grade bibelfest, im Allgemeinen aber fehle es noch am Verständniß der Heiligen Schrift. In Beziehung auf die Sittlichkeit der Gemeindeglieder vernahm ich einige höchst bemerkenswerthe Thatsachen. Miss. Bührer führte mir Fälle an, wo ein Mann um der damit verbundenen Versuchung willen seinem bisherigen Gewerbe, dem Palmweinziehen, ganz entsagte. Er bemerkte, daß noch niemals eine Jungfrau in der Gemeinde unehlich geboren habe, während Ehebrüche unter den Verheiratheten öfters vorgekommen seyen, und daß bei den Knaben, welche früher mit wenigen Ausnahmen der Versuchung zur Selbstbefleckung mehr oder weniger unterlegen seyen, neuerdings eine Aenderung zum Bessern eingetreten sey. Das Stehlen kommt nach Miss. Bührer's Versicherung sehr selten vor. Das Lügen nimmt der Hindu bei seiner wuchernden Phantasie und großen Zungenfertigkeit weniger schwer. Dennoch gibt es in der Gemeinde auch ganz wahrhaftige Leute. In der Kunst, die Kinder zu erziehen, sind die Hinduchristen noch weit zurück; die Eltern entschließen sich nur schwer, ein Kind zu bestrafen. Das Schamgefühl ist noch nicht so rege, als es seyn sollte. Doch gibt es Familien, wo man sich zur Aufgabe macht, den Kindern biblische Geschichten zu erzählen. Beim Vorbereitungsunterricht zur Taufe durchlief Miss. Bührer mit seinen Katechumenen, wenn es nothwendig erschien, bisweilen zuerst einen Cursus biblischer Geschichten; bei Allen ohne Unterschied aber erklärte er den lutherischen Katechismus. Er richtete dabei sein Augenmerk auf zweierlei. Zunächst suchte er auf Bekanntschaft mit dem Heilsweg, sodann aber auf die Wiedergeburt bei den Taufcandidaten hinzuwirken. Dagegen getraute er sich nicht zu sagen, daß sie bei Allen auch wirklich zu Stande komme. Bei Vielen hatte er eine sehr auffallende Veränderung vor sich gehen sehen. Was er aber von Jedem verlangt, ist ein Gefühl seiner Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, verbunden mit dem bestimmten Eindruck, daß Jesus sein Heiland sey.

In einzelnen Fällen war die Gewißheit der in Christo erlangten Vergebung schon da. Verlangen nach Vergebung wird von Jedem gefordert. In allen Fällen erwartet man auf die Frage: „Glaubst du an das Verdienst Jesu Christi? Glaubst du, daß dir in Jesu Christo deine Sünden vergeben werden?" die Antwort: „Ja, ich glaube." Vor der Taufe selbst wird aber natürlich das apostolische Glaubensbekenntniß erklärt, wie dieß auch das Bekenntniß ist, das die Täuflinge ablegen.

Miss. Greiner theilte mir zuerst die von mir gewünschten Notizen über die unserer Gesellschaft gehörigen Häuser und Güter in der Stadt und auf den Außenstationen mit. Sodann ließ ich mir von ihm die Katechisten der Station charakterisiren und seine Gedanken über die mit den Gemeindeschulen vorzunehmenden Veränderungen mittheilen. Der Schulmeister Elieser hatte bisher die Knaben- und die Mädchenschule besorgt, und aus diesem Grunde 9 Stunden täglich unterrichtet. Dieß war zu viel. Es wurde daher von Miss. Greiner der Wunsch ausgesprochen, es möchten bei der bevorstehenden Vertheilung der Katechistenschüler zwei der jungen Brüder zu Schullehrern an der Stadtgemeinde bestimmt und ein dritter für die Tamilgemeinde ausgewählt werden. Elieser sollte dann als Katechist und Schullehrer auf die Außenstation Bolma versetzt werden, der ein tüchtiger Mann Noth that. Ein weiterer Gegenstand der Besprechung war die Mädchenanstalt. Frau Greiner hatte seit geraumer Zeit die Last der Aufsicht und des Unterrichts allein getragen, ungeachtet sie oft sehr leidend war. Es fragte sich daher, ob Frau Greiner sich nicht eine Lehrerin zur Unterstützung von der verehrten Frauengesellschaft in Basel erbitten sollte; allein Miss. Greiner glaubte, daß es nicht wohl angehe, auf einer Station, wo so viele junge Missionare stationirt seyen, ein unverheirathetes Frauenzimmer anzustellen. Ich beruhigte mich deßwegen bei dem Gedanken, daß Frau Hoch, die viele Jahre Lehrerin gewesen war, bald im Stande seyn werde, der Frau Greiner Hülfe zu leisten.

Noch wollte ich mich mit Miss. Greiner, als dem Senior der Station, über die Geschäftsvertheilung vorläufig verständigen. Ich glaubte wahrzunehmen, daß wegen Mangels an gehöriger Theilung der Arbeit die an der Mangalurgemeinde angestellten 4 Missionare theils einander nicht gehörig in die Hände arbeiten, theils ihre Kraft nicht vollständig entfalten können. Einzelne derselben sprachen dieß auch bestimmt gegen mich aus. Ueberdieß waren die auf Balmattha arbeitenden Missionare nicht von der Predigt, aber von allem weitern Einfluß auf die Gemeinde so ziemlich ausgeschlossen. Die Committee aber hatte mir den Auftrag gegeben, Miss. Kaundiuja den gehörigen Antheil an der Arbeit in der Gemeinde zu sichern. Ich wollte deßwegen eine neue, bestimmtere Geschäftsvertheilung beantragen, vorher aber Miss. Greiner darüber hören. Ich erkannte aber bald, daß die Ansichten und Wünsche Miss. Greiner's mit den Ansichten und Absichten der Committee schwerlich völlig sich vereinigen lassen würden. Die Committee stellt alle Missionare einer Station einander gleich, ordnet aber Alle dem Senior als ihrem Präses unter; nur die jüngern Missionare hat sie angefangen einzelnen ältern Missionaren als deren specielle Gehülfen für eine bestimmte Zeit zuzuweisen. Dem gemäß hat der Missionar, dem ein gerade eben hinauskommender Bruder zum Gehülfen gegeben wird, diesem seine Arbeit ein für alle Mal oder nach Bedürfniß immer wieder im Einzelnen anzuweisen; es wird demselben aber zur Pflicht gemacht, den jungen Mann in die verschiedenen Arbeiten eines Missionars bestmöglich einzuleiten. Die übrigen Missionare erhalten in Uebereinstimmung mit ihrer unabhängigen Stellung jeder seinen bestimmten, begränzten Wirkungskreis, der zugleich so viel möglich der individuellen Begabung des Einzelnen entspricht. Der Präses der Station aber beaufsichtigt und leitet sämmtliche Arbeiten und besorgt die das Allgemeine betreffenden Geschäfte. Die Aufsicht und Leitung des Seniors soll jedoch nicht ein temporäres Eintreten des Seniors in die Stelle des Einzelnen, also eine temporäre Suspension der Arbeit der Uebrigen, nicht ein

jeweiliges Selbstthun von allem Möglichen, sondern ein Ueberblicken des Ganzen, ein Anordnen des Nothwendigen, ein Nachsehen und Nachhelfen im Einzelnen, ein Zusammenfassen der Thätigkeit Aller seyn. Miss. Greiner dagegen schien mir die Stellung des Präses der Station so aufzufassen, als wäre dieser allein Parochus oder Pastor, alle übrigen die Adjuncten oder Vicarien des Präses. Da hätte sich dann die Arbeitstheilung so gestaltet, daß er selbst eigentlich Alles zu thun verpflichtet war, und die übrigen Missionare nur da einzutreten gehabt hätten, wo seine Kraft nicht reichte. Doch glaube ich nicht, daß er dieses Prinzip auch nur theoretisch, viel weniger praktisch consequent durchführte. Einen oder den anderen der Missionare war es ihm Bedürfniß sich zu coordiniren, d. h. mit dem Einen oder Anderen theilte er stets die Arbeit; den Uebrigen aber einen selbstständigen, wenn auch noch so beschränkten Wirkungskreis anzuweisen, hielt er dagegen für verderblich; die Jüngeren dachte er sich wohl als die gemeinschaftlichen Stellvertreter der Aelteren für Nothfälle. Das praktische Bedürfniß, die Natur der Sache drängte ihn als Senior, sich nicht bloß an die Spitze zu stellen, sondern auch zum Centrum der Station zu machen. Eine zwar bisweilen sehr ehrenwerthe, nichts desto weniger unter den obwaltenden Verhältnissen keineswegs förderliche Scheue vor allem activen, normativen, mit Einem Wort amtlichen Auftreten, verbunden mit einem Gefühl von Unbehaglichkeit, das ihn zu beschleichen scheint, wenn er nach objectiven Normen verfahren soll, ließ ihn dagegen weder zu dem Entschluß, ein geordnetes Präsidium consequent zu handhaben, noch zur Ausführung dieses Entschlusses kommen. Diese beiden unvermittelten Gegensätze bezeichnen seinen Standpunkt in der genannten Beziehung. Um so weniger konnte ich auf seine Propositionen eingehen. Sie waren von der einen Seite so radical, daß ich meine Vollmachten überschritten hätte, wäre ich darauf eingegangen, und andererseits eine, wie mir schien, unvermittelte Vereinigung der entgegengesetztesten Elemente, deßhalb für mich so unerfaßbar, daß ich nicht wagen konnte,

sie zu formuliren und als allgemein gültige Norm aufzustellen.

Dieselbe Verschiedenheit der Ansichten stellte sich in Betreff der Frage heraus, welcher der beiden in unserer Mangalur-Mission gesprochenen Dialekte Kirchensprache seyn sollte. Bis dahin hatten die Stadt-Missionare in Tulu gepredigt, die Balmattha-Missionare canaresisch. Miss. Greiner beantragte und drang darauf, daß nur Tulu in unserer Kirche gepredigt werde, weil nicht alle Gemeindeglieder Canaresisch verstehen. Diesen Wunsch zu erfüllen war man bereit; Miss. Mögling entschloß sich noch Tulu zu lernen, Miss. Kaundinja sprach bereits Tulu. Dagegen schien es wünschenswerth, daß doch auch canaresisch gepredigt werde, weil manche Kasten das Canaresische vorziehen und einzelne Kasten nicht Tulu verstehen. Nach Miss. Greiner's Meinung sollte jedoch ein eigentlicher Gottesdienst im Canaresischen gar nicht gehalten werden, weil alle Einwohner von Mangalur, auch die höheren Kasten, wenn sie gleich gewöhnlich nicht Tulu reden, doch Tulu verstehen, und die Einheit der Gemeinde durch die Predigt in zwei Sprachen gefährdet werde. Ich hielt entgegen, Mangalur sey nicht bloß Hauptstadt des Tulu-Landes, sondern von ganz Canara; es sey nicht gut, eine von mehreren Millionen Menschen gesprochene Sprache verdrängen und einen von nur einigen hundert Tausenden gesprochenen Dialekt an deren Stelle setzen zu wollen; es sey nicht billig, die Gebildeten im Volk zu nöthigen, den Dialekt der niederen Kasten zu adoptiren; es sey nur wünschenswerth, wenn in einer Stadt von 40,000 Menschen neben der Tulu-Kirche eine canaresische Kirche zu Stande komme. Diese Sätze erschienen aber Miss. Greiner als ein zwar altes, jedoch unbegründetes Vorurtheil. Dem ungeachtet glaubte ich meinen Instructionen gemäß darauf bestehen zu müssen, daß nicht bloß Tulu, sondern auch Canaresisch gepredigt werde, um so mehr, als die Befürchtungen meines theuern Freundes mir zu weit zu gehen, und seine ganze Anschauung von der Tulu-Mission mir theils der Bedeutung der Stadt für die ganze Provinz, theils der Zu-

kunft unserer Mangalur-Mission zu wenig Rechnung zu tragen schienen.

Noch blieb mir übrig, über die Mission im Tulu-Land überhaupt Miss. Greiner's Ansicht zu hören. Ich hielt es für wünschenswerth, daß die Außenstationen Utschilla und Gudde von Mangalur abgetrennt und Mulki zugetheilt würden, welches ihnen um 6 Stunden näher lag. Miss. Greiner stimmte diesem Vorschlag bei. Dagegen wünschte er nun, Mulki sammt den Außenstationen mit Mangalur in Eine Station zu verschmelzen. Die ganze Tulu-Mission sollte Eine seyn, meinte er. Wenn man nun darunter verstand, das ganze Tulu-Land solle jedem Missionar offen stehen, der Predigt des Evangeliums dürfen keine Stationsschranken als Schlagbäume entgegengestellt werden, so konnte Niemand dagegen etwas einwenden. Oder sollte dieß heißen, die Tulu-Mission solle in Einem Geiste betrieben werden, es solle nach denselben Grundsätzen überall verfahren werden, so mußte wiederum Jedermann zustimmen. Oder wurde gewünscht, daß Ein Missionar an der Spitze der ganzen Tulu-Mission stehe, so war dieß wieder im Sinne der Committee; denn diese hatte angeordnet, daß, wie jede Station, so auch jeder District einen Präses habe. So verstand es aber Miss. Greiner, wie mir schien, nicht, sondern er wünschte, während ein oder zwei Missionare in Mulki stationirt seyn sollten, mit seinen bisherigen Außenstationen in derselben Verbindung zu bleiben, auch nach ihrer Vereinigung mit der Station Mulki, wie vor derselben, und insbesondere die Leitung der Katechisten auf den Außenstationen zu behalten, während er schwerlich umgekehrt dem in Mulki stationirten Missionar die Freiheit zugestanden hätte, über die Mangalur-Katechisten zu verfügen. Die Absicht Miss. Greiner's war entschieden gut. Er konnte sich getrauen, als der älteste Missionar, der überdieß eine besondere Gabe für die Reisepredigt hat, mehr auszurichten, als die jüngeren; warum sollte er nicht wünschen, auch an solchen Orten, wo andere Brüder standen, missioniren und, wenn es Noth that, auch die Gehülfen dieser Brüder in Anspruch

nehmen zu dürfen? Auf der andern Seite war es des Inspectors Aufgabe, dafür zu sorgen, daß nicht bloß der Eifer des Einen, sondern auch der des Andern zum Recht komme; daß nicht über dem zu raschen Eindringen in Feindesland der Friede am eigenen Heerd Gefahr liefe. Deßhalb konnte ich auf diese Theorie, so Vieles in gewisser Hinsicht für sie sprach, nicht eingehen.

Dem ungeachtet rede ich die volle Wahrheit, wenn ich sage, daß mir Miss. Greiner immer achtungswürdiger und theuerer wurde, je länger und je öfter ich mit demselben verhandelte; denn, obgleich unsere Ansichten oft weit aus einander gingen, bin ich doch vollkommen überzeugt, daß das Motiv, das meinen theuern Freund bestimmte, immer das Interesse des Werkes war, und muß ich ihm nachrühmen, daß er, so schwer es ihm öfters auch werden mochte, doch immer gerne meinen Anordnungen sich unterzog. Auf der andern Seite wurde mir gerade bei diesen Unterredungen die Schwierigkeit meiner Aufgabe und die Größe des menschlichen Unvermögens ganz besonders fühlbar. Möchte man doch beim Blick auf die Heiligkeit und Größe der Aufgabe, welche der Mission gestellt ist, so gerne wünschen, es möchte im Kreis der Missionsarbeiter Alles nur volle Einigkeit und Uebereinstimmung seyn. Fangen doch jetzt, wo das Missionswesen bekannter wird, nachgerade die Näherstehenden an, sich unserer Schwachheit zu schämen. Allein es ist und bleibt nun einmal unumstößlich wahr, daß dem HErrn allein der Ruhm der Vollkommenheit und Heiligkeit gebühret, wir aber stets als Sünder erfunden werden, und wenn wir uns rühmen wollen, wir stets nur unserer Schwachheit uns rühmen können; auf der andern Seite aber das Werk des HErrn dennoch durch uns fortgeht, und wer sich an uns stößt, dieß zu seinem eigenen Schaden, nicht zu unserm Nachtheil thut.

Am 9. November hatte ich eine Besprechung mit etwa 60—70 Gliedern der Mangalur-Gemeinde. Meine Absicht dabei war nicht sowohl die, das religiöse Leben und die christliche Erkenntniß der Gemeindeglieder zu erforschen, denn

dazu boten Unterredungen mit Einzelnen eine günstigere Gelegenheit; ich wollte vielmehr über einige für mich wichtige Punkte die Gemeinde selbst, nicht bloß die Missionare, hören, und zugleich erkunden, wie weit die Gemeinde im Stande sey, in corpore zu verhandeln, über ihre Angelegenheiten zu berathen und sich beim Ordnen derselben zu betheiligen. Es war eine solche Besprechung dann überdieß ein thatsächliches Zeugniß dafür, daß nach den Ansichten und Grundsätzen unserer Gesellschaft die Gemeinden berufen seyen, als Gefreite des HErrn nicht bloß am Gängelbande geleitet zu werden, sondern selbstthätig an der Feststellung ihrer eigenen Angelegenheiten Theil zu nehmen. Eine Versammlung dieser Art hatte in Mangalur zwar noch niemals stattgefunden. Es gab ein Collegium der Aeltesten, dessen Wirksamkeit nicht ohne Segen blieb; doch entfaltete dasselbe noch keine sehr energische Thätigkeit. Die Gemeinde besteht zum größeren Theil aus Leuten niederer Kasten; diese haben, wie natürlich, wenig Selbstständigkeit. Unter solchen Umständen schauten einige unserer Missionare mit mehr Bangigkeit, als Hoffnung, auf die beabsichtigte Besprechung hin. Ich mußte aber die Gemeinde selbst hören und war gewiß, daß eine solche Besprechung, wenn sie auch zu keinen großen Resultaten führe, dennoch nicht ohne Segen bleiben werde; und darin täuschte ich mich so wenig, daß ich vielmehr sagen kann, diese Besprechung verbreitete über einige von den Missionaren verschieden beantwortete Fragen ein höchst erwünschtes Licht.

Der Hergang der Sache war folgender. Wir versammelten uns in der Kirche. Die Gemeindeglieder (natürlich nur Männer) nahmen ihre gewöhnlichen Sitze ein; wir dagegen saßen unmittelbar vor ihnen um einen Tisch. Miss. Greiner betete und machte während der ganzen Verhandlung den Dolmetscher. Ich schickte einige einleitende Bemerkungen voran, in welchen ich den Zweck der Zusammenkunft den schwarzen Brüdern aus einander setzte, und stellte dann an dieselben eine Reihe von Fragen. Es waren folgende:

1) Haben unsere schwarzen Brüder, die sich an die Gemeinde in Mangalur angeschlossen haben und auf den Namen des HErrn Jesu getauft sind, nach Eurer Ueberzeugung Alles, was an den Götzendienst erinnert, aus ihrer Mitte hinweg gethan, oder stößt man noch hie und da auf Ueberreste des alten Heidenthums in der Gemeinde?

2) Leset Ihr Alle, und besonders Ihr Hausväter, mit den Eurigen fleißig in der Bibel?

3) Besuchet Ihr gerne die gemeinschaftlichen Gottesdienste?

4) Betretet Ihr die Kirche nicht, ohne daß Ihr Euch vorher zu Hause und auf dem Wege zur Kirche gesammelt und allein oder in Gemeinschaft mit den Eurigen den HErrn um seinen Segen angerufen habt?

5) Wie oft haltet Ihr Euch für verpflichtet, die öffentlichen Gottesdienste in der Kirche zu besuchen, und wie oft thut Ihr's?

6) Leben die Eheleute in der Gemeinde in Gottesfurcht, Friede und Keuschheit zusammen? Ist nicht wenigstens, wenn auch noch Vieles zur Vollkommenheit fehlt, ein Unterschied zwischen jetzt und ehedem entschieden sichtbar?

7) Lasset Ihr Euch die Erziehung Eurer Kinder ernstlich angelegen seyn, und habt Ihr in dieser Beziehung Eure heidnischen Ansichten und Grundsätze aufgegeben?

8) Finden alle Gemeindeglieder ihr tägliches Brod? Wie viele Arme sind da, und wie werden sie versorgt? Was könnte und sollte geschehen, um sie in den Stand zu setzen, sich und die Ihrigen selbst zu ernähren?

Ueber jede dieser Fragen wurde eine Zeitlang gesprochen. Die Gemeindeglieder antworteten. Eine Weile waren sie sehr schüchtern und zurückhaltend, wie dieß Niemand anders erwarten wird, der bedenkt, daß es die erste Versammlung dieser Art war, der die Leute beiwohnten, und daß die Fragen zum Theil eben doch von solchem Umfang und von solchem Gewicht waren, daß es für einen gemeinen Mann nicht so leicht war, die richtige Antwort darauf zu geben.

Allmählig aber wurden sie doch ein wenig zutraulicher und bewegten sich etwas freier. Die Antworten selbst waren meist sehr kurz, dagegen, wie ich überzeugt bin und versichern kann, vollkommen wahr. Das Resultat, das sie gewährten, war nun freilich weder in formeller noch in materieller Beziehung von der Art, wie manche Christen der Heimath es vielleicht erwartet hätten. Das Protocoll dieser Conferenz ist seiner Zeit lithographirt und manchen unserer Freunde zugesendet worden, und ich habe gehört, einer unserer Freunde habe sich geäußert, das Ergebniß dieses Protocolls sey höchst unbefriedigend. Nun kann ich freilich sagen, Protocolle, wenn nicht sehr geschickt abgefaßt, sind immer sehr dürftige Abbilder der Verhandlungen, und dieses Protocoll ist gerade ein ganz nicht gelungenes, was zum Theil darin seinen Grund hat, daß der Protocollführer beständig übersetzen mußte, weil Tulu gesprochen wurde und er deutsch protocollirte. Ich könnte auch darauf aufmerksam machen, daß jenes Protocoll gewiß schon darum manchem Europäer in seinen merkwürdigsten Beziehungen unverständlich war, weil es eine genaue Bekanntschaft mit indischen Zuständen voraussetzt. Dennoch konnte es mich, auch abgesehen von der ungenügenden Darstellung des Protocolls, keinen Augenblick befremden, daß das Ergebniß der Besprechung jenem Freund unbefriedigend erschien. Viele Christen der Heimath hätten dieses Urtheil gefällt, selbst wenn sie persönlich anwesend gewesen wären. Die schwarzen Brüder redeten nicht wie Pastoren, nicht wie Stundenhalter, nicht einmal wie manche schlichte Bauersleute, die als Zuhörer in unsern Privatversammlungen sitzen, wenn sie einmal zum Sprechen aufgefordert werden. Ja ich muß noch weiter gehen, Keiner redete, wie so manche Heiden, von denen man sonst in Missionsberichten oft höchst liebliche und interessante Reden mitgetheilt findet. Die Antworten waren kurz, in der schlichtesten Form ausgesprochen. Die Sprecher traten weniger zuversichtlich und beredt auf, als manche unserer Hinduchristen, die ich zu hören Gelegenheit hatte, ja als sie selbst z. B. bei Besuchen in meinem Zimmer zu anderer Zeit

thaten. Allein man bedenke, daß es die erste Versammlung dieser Art war; daß ich den Leuten noch ganz fremd war; daß dieselben Zeit brauchten, um nur zu verstehen, was die Besprechung bedeuten sollte. Der Inhalt aber der Antworten war nichts desto weniger bedeutend genug. Als davon die Rede war, ob die Gemeindeglieder alles heidnische Wesen abgelegt hätten, unterschied der sinnige und gründliche Katechist und Aelteste Simeon sogleich die äußerliche und innerliche Verabschiedung des Heidenthums, und bekannte, obgleich er weit entfernt ist von Allem, was man gröberen Götzendienst nennen kann, daß doch auch in seinem Herzen noch Götzen thronen. Als ich die 28 Männer, welche wegen vorgerückten Alters bis dahin nicht lesen gelernt hatten, ermunterte, noch lesen zu lernen, versprachen sogleich 8, es noch zu versuchen. Rücksichtlich des Bibellesens, des Kirchenbesuchs und des Verstehens der Predigten klagten mehrere der Sprecher theils über Mangel an Eifer bei einzelnen Gemeindegliedern, theils über das ihnen wohl bewußte Unvermögen Aller. Allein diese Selbstanklagen haben fürs Erste in Indien einen anderen Sinn, als bei uns. Unsere Heidenchristen haben noch nicht gelernt, das Wegbleiben von den Sonntagsgottesdiensten zu entschuldigen und zu übersehen. Unseren ostindischen Christen predigen Fremde, predigen zum Theil sogar Missionare, die ihre Sprache erst lernen. Fürs Zweite wissen wir Prediger unzählige Fälle selbst aus der Heimath zu berichten, wo unsere Predigten mißverstanden wurden, und zwar nicht etwa bloß vom gemeinen Volk, sondern auch von den sogenannten Gebildeten, ja sogar von sogenannten Pietisten. In Beziehung auf das eheliche Leben der Mangalur-Christen und den Punkt der Keuschheit insbesondere, liegt in den Aeußerungen, welche der Katechist Titus that, ein Zeugniß dafür, daß trotz aller noch vorkommenden Sündenfälle eine entschiedene Wendung zum Besseren im Leben unserer Heidenchristen wahrzunehmen ist, und dieses Zeugniß ist eben so wahr, als befriedigend. In der Mangalur-Gemeinde ist noch kein uneheliches Kind geboren. Wie viele Gemeinden der Heimath können sich

dessen rühmen? Fleischessünden aber sind ja der Krebsschaden der heidnischen Welt. — Eine wahrhaft christliche Kindererziehung verstehen die Mangalur-Christen, wie sie bekennen, ihren Kindern noch nicht zu geben. Wo sind aber die Vorbilder, die sie angeschaut haben, als sie selbst erzogen wurden? Mich dünkt, wir dürfen also mit den Ergebnissen jener Besprechung in allen genannten Beziehungen wohl zufrieden seyn und dem HErrn danken für das, was Er an dieser Gemeinde gethan hat. Freilich ist ein ungeheurer Unterschied zwischen einer neu gepflanzten Heidenchristen-Gemeinde und einer Versammlung auserlesener Christen der Heimath; wäre es aber nicht thöricht, ja undankbar, wollten wir von einem neu gepflanzten Bäumchen Früchte erwarten, wie von einem hundert- und tausendjährigen Baume? Ich sage es frei heraus: diejenigen, welche an die Heidenchristen-Gemeinden den Maaßstab der Heimath oder den Maaßstab apostolischer Zeit, oder gar den Maaßstab einer idealen Vollkommenheit, welche nur in ihrer Phantasie besteht, anlegen, wissen nicht, was sie thun, täuschen sich über sich selbst und laufen Gefahr, Aergerniß zu nehmen an der Schwachheit, welche sich der HErr erwählt hat.

Für meinen Zweck lieferte die Besprechung aber noch weitere, höchst schätzenswerthe Resultate. Ich erfuhr, daß von etlich und sechszig Männern 28 nicht lesen konnten; ich vernahm, daß 20 unter ihnen nicht Canaresisch verstanden, dagegen zwei Dritttheile der Gemeindeglieder mit der canaresischen Sprache vertraut waren, die Forderung, die canaresische Predigt abzuschaffen, also denn doch unbegründet war. Ich überzeugte mich, daß wirklich ein bedeutender Theil der Gemeindeglieder in ökonomisch sehr bedrängter Lage ist. Ich hörte aus dem Munde der Gemeindeglieder selbst, daß sie die Errichtung unserer Missionswerkstätten mit Freuden begrüßten, und daß diesen voraussichtlich so wenig die nöthigen Arbeiter fehlten, daß sie vielmehr nicht im Stande wären, dem vorliegenden Bedürfniß zu genügen. Wie wir später sehen werden, hatte die Besprechung eine sehr bedeutende Nachwirkung. Die Gemeindeglieder erkannten erst nach einigen

Tagen klarer, was meine Absicht war, besprachen sich unter einander weiter über die angeregten Fragen, baten um eine zweite Unterredung und legten mir in einer von ihnen selbst aufgesetzten schriftlichen Eingabe eine Reihe Wünsche und Bitten vor, die mir einen Blick in manche Verhältnisse gewährten, welchen mir die Mittheilungen der Missionare wohl nie in dieser Weise verschafft hätten. Ich freue mich deßwegen heute noch darüber, daß ich mich durch keine Bedenklichkeiten abhalten ließ, die Gemeinde selbst in ihrer Gesammtheit dazu zu veranlassen, sich gegen mich auszusprechen. Aus demselben Grunde muß ich auch wünschen, daß alle unsere Missionare, welche bereits größere Gemeinden gesammelt haben, es sich zu einer ganz besonderen Aufgabe machen, die Gemeinden zur selbstthätigen Ordnung ihrer Angelegenheiten heranzuziehen.

Den folgenden Tag, den 10. November, hielt ich eine Conferenz mit den vier an der Mangalur-Gemeinde arbeitenden Missionaren. In dieser theilte ich den Anwesenden einerseits die Beobachtungen mit, die ich bis dahin in Betreff der Arbeit an der Gemeinde und in Beziehung auf diese selbst gemacht hatte, andererseits die Anordnungen, die ich zu treffen beschlossen hatte, sowie einige weitere Vorschläge, die ich zu machen hatte. Unter den Anordnungen stand obenan die Einrichtung einer unter der Stationsconferenz stehenden Specialconferenz der an der Gemeinde arbeitenden Missionare zur Berathung und Leitung der geistlichen Angelegenheiten der Mangalur-Gemeinde. Von ihr sollte über die Aufnahme in die Gemeinde und die Ausschließung aus derselben, sowie Manches, was bis dahin von den Einzelnen für sich abgemacht oder wenigstens nur gelegenheitlich besprochen wurde, förmlich und gründlich berathen und Beschluß gefaßt werden. Außerdem wurde von mir die Einrichtung einer regelmäßigen Katechisation mit Alt und Jung an jedem Sonntag Nachmittag, die Verlegung der canaresischen Predigt vom Sonntag Abend auf Sonntag Morgen, die Theilung der Stadt in seelsorgerliche Sprengel, von welchen jeder einem der Missionare als sein besonderes

Arbeitsfeld zugewiesen wurde, die Uebertragung des Unterrichts und der Seelsorge an dem Waisenhaus, sowie der Stationsrechnung und der Kirchenbücher an Miss. Deggeller, die Confirmation der ledigen Söhne im 16ten, der ledigen Töchter im 15ten Jahre, und so noch mehreres Andere angeordnet. Was die Vorschläge betrifft, die ich zu machen hatte, so proponirte ich die Abtrennung der Außenstationen Utschilla und Gudde von der Station Mangalur, und ihre Verbindung mit der Station Mulki, die Versetzung Miss. Lehmann's nach Mulki und für den Fall, daß Miss. Ammann von Mulki nach Honor vorrücken sollte, des Miss. Bührer auf den erstgenannten Posten; und diese Propositionen wurden von der Conferenz nach allseitiger Erwägung der vorliegenden Bedürfnisse und Verhältnisse gutgeheißen. Am Schluß der Sitzung wurde eine ins Einzelne gehende Geschäftsvertheilung ausgearbeitet, sowohl für den Fall, daß Miss. Bührer nach Mulki hinaus rücke, als für den Fall, daß Miss. Ammann in Mulki verbleibe, worüber jetzt noch nicht entschieden werden konnte.

Der 11. November war der letzte Tag der Bedenkzeit, welche in der Districtsconferenz vom 29. October dem Industriebruder Bösinger zugestanden wurde. Am 2. Nov. waren wir Alle zum heiligen Abendmahl gegangen. Vor demselben war der l. Bösinger zu mir gekommen und hatte sich in sehr bescheidener und freundlicher Weise über seine Herzensstellung und seine beruflichen Verhältnisse ausgesprochen; ja er fühlte sich gedrungen, wegen der Vergangenheit um Verzeihung zu bitten. Ungeachtet er auf die in der Districtsconferenz ihm gestellte Frage noch keine Antwort gab, gab ich mich dennoch der Hoffnung hin, er werde sich in den ihm von uns vorgezeichneten Weg finden. Am 11. November kam er nun aber zu mir, um die Erklärung abzugeben, daß er zwar gesonnen gewesen sey, im Dienste der Basler Mission zu bleiben und auf seinem bisherigen Posten auszuharren, besonders nachdem er die nähern Bestimmungen vernommen, die ich in dem Statut der Werkstätten angeordnet habe; nachdem er aber die Urtheile erfahren,

welche die Brüder in der Conferenz vom 29. October über ihn abgegeben, habe er erkannt, daß seines Bleibens nicht mehr in Mangalur sey. Die, welche vorher öfters seiner Unzufriedenheit Nahrung gegeben, hätten ihn, da es ans Treffen gegangen, im Stiche gelassen; deßhalb könne er nicht hoffen, daß sein persönliches Verhältniß in Zukunft befriedigend sich gestalten werde. Den Vorwurf der Inconsequenz sprach er namentlich gegen Miss. Greiner aus. Seine Stimmung war sanfter und ruhiger, als früher; übrigens fielen doch immer noch solche Aeußerungen, die mir zeigten, es sey für ihn und unsere Mission besser, wenn das Band, das ihn an unsere Gesellschaft knüpfe, gelöst werde, was nun doch in vollkommen friedlicher und dem Bruder nimmer wehethuender Weise geschehen konnte. Deßhalb nahm ich seine Entlassung an und gestattete ihm, so lange auf der Station fortzuarbeiten, bis er eine andere Stelle erhalten habe. Damit trat die Werkstättenfrage in eine neue Phase. Die Schreiner- und Schlosserwerkstätte war fast unentbehrlich; es waren Lehrlinge da, welche auslernen sollten; die übrigen Werkstätten bedurften beständig der Hülfe jener beiden; es waren Holzvorräthe, es war mancherlei Werkzeug da, aber kein Meister. Deßhalb hätte ich sehr gerne die Committee um Zusendung eines tüchtigen Arbeiters in Holz oder Eisen gebeten; allein ich wußte, daß die Mittel dazu fehlen und hatte für so lange, als die Zukunft der Werkstätten nicht gesicherter erschien, wenig Freudigkeit, die Committee um alsbaldige Aussendung eines Handwerkers zu bitten. So wurde die Schreinerei und Schlosserei möglichst vereinfacht, und die Aufsicht über dieselbe Miss. Plebst übertragen.

An demselben Tage versammelte ich die an dem Katechistenseminar und der englischen Schule angestellten Missionare Mögling, Würth, Hoch, Kullen und Kaundinja um mich, theils um ihnen meine Entschließungen in Beziehung auf denjenigen Theil des Missionswerks, der ihnen anvertraut war, mitzutheilen, theils um mich mit ihnen über einige weitere Punkte zu berathen, welche noch nicht erledigt

waren. Ich hatte mich klar davon überzeugt, daß die Stationsconferenz zu vielerlei Gegenstände zu behandeln hatte, um dem Katechistenseminar und der englischen Schule die gehörige Aufmerksamkeit schenken zu können; überdieß war es wegen der Bedeutung, welche die Katechistenschule für unsere ganze Mission hat, nothwendig, sie in Beziehung auf ihre innern Angelegenheiten so zu stellen, daß man sie nicht ferner als ein bloßes Stations-Institut betrachten konnte. Deßhalb eröffnete ich den versammelten Missionaren, daß sie in Zukunft eine der Gemeindebrüder-Conferenz parallel gehende Conferenz für die innern Angelegenheiten der beiden Anstalten zu bilden haben, die unter dem Namen der Balmatthalehrer-Conferenz alle das Unterrichts- und Erziehungswesen in den beiden Schulen beschlagenden Gegenstände in einer wöchentlichen Sitzung zu berathen und zur Entscheidung zu bringen habe. Die englische Schule sollte zwar dem ungeachtet in allen Rücksichten, die Katechistenschule wenigstens in allen die äußern Verhältnisse derselben angehenden Beziehungen der Stationsconferenz untergeordnet bleiben; dagegen behielt ich mir vor, diejenigen Missionare später zu bezeichnen, denen ich die Aufsicht über die Katechistenschule übertragen wollte. Die erste Frage sodann, welche ich der neuconstituirten Conferenz vorlegte, betraf den Lehrplan der Katechistenschule. Es war der Wunsch geäußert worden, die Katechistenschüler sollten wenigstens Eine fremde Sprache lernen; es waren aber viele Bedenken gegen das Englische laut geworden, weil die Bekanntschaft mit dieser Sprache für unbefestigte Jünglinge leicht ein Fallstrick werden könne, sofern sie dadurch in die Versuchung kommen, der besseren Bezahlung wegen in den Dienst englischer Gesellschaften oder selbst der Regierung zu treten. Deßhalb mußte nun entschieden werden, ob das Deutsche oder das Englische zu wählen sey. Die meisten Stimmen, und unter diesen H. Kaundinja insbesondere, verwandten sich für das Deutsche, sowohl um der deutschen Sprache selbst und um ihrer Literatur willen, als aus dem Grunde, weil man glaubte, die neue Kirche dadurch fester an unsere Heimath

zu knüpfen. So wurde für das Deutsche entschieden, ungeachtet man erwarten mußte, daß ein solcher Beschluß manchem Engländer ein wenig lächerlich erscheinen werde. Nach dieser Vorberathung legte Miss. Mögling einen Unterrichtsplan für die Katechistenschule vor, der im Einzelnen sorgfältig geprüft und mit Modificationen angenommen wurde. Derselbe ist meinen Lesern bereits aus unserm Jahresbericht von 1852 (Miss.-Mag. 1852, Heft IV, S. 63) bekannt. Schließlich wurde die Frage zum Abschluß gebracht, ob der schon länger gehegte und von Miss. Hoch stets mit besonderm Interesse verfolgte Plan der Errichtung eines Schullehrerseminars für unsere canaresische Mission ausgeführt, und das Indobritten-Institut aufgehoben, oder aber dieses beibehalten und jener Plan aufgegeben werden solle. Wir überzeugten uns Alle davon, daß Miss. Hoch das Indobritten-Institut neben der englischen Schule fortführen könne, aber nicht ein Schullehrerseminar neben jener leiten. Da nun auch außerdem klar war, daß zu einem Schullehrerseminar die Hauptsache, nämlich Jünglinge, welche Lehrer werden wollen und werden können, fehlen, so wurde beschlossen, auf die Errichtung eines Schullehrerseminars vor der Hand zu verzichten und das Indobritten-Institut, wo möglich, zu vergrößern.

Am 12. November, Abends nach der Wochenpredigt, fand eine abermalige Besprechung mit den Gemeindegliedern statt. Einige Männer hatten das, was am Sonntag gesprochen worden war, weiter überlegt und erkannt, daß sie auf einige ihnen damals von mir vorgelegte Fragen nicht eingehend genug geantwortet hatten. Sie beriefen deßwegen eine größere Anzahl Gemeindeglieder in eine ihrer Wohnungen und besprachen sich weiter über die angeregten Fragen. Das Resultat ihrer Ueberlegung legten sie in einem canaresisch geschriebenen Brief nieder, den sie mir zustellten. Als Motto setzten sie ihrem Schreiben Eph. 2, 4. 5. und Apst. 20, 28. voran. Folgendes aber waren die Hauptgedanken, welche in demselben dargelegt waren. Sie bemerkten, ich habe ihnen die Mittheilung gemacht, daß manche

Stimmen sich gegen die Missionswerkstätten erklären, weil die in dieselben aufgenommenen Lehrjungen träge und wenig brauchbar seyen. Ich möchte aber bedenken, daß erst ein Anfang gemacht sey, daß einige Arbeiter denn doch auch fleißige und brauchbare Männer seyen, und mich deß überzeugt halten, daß, wenn die Sache im Gang seyn werde, die Werkstätten für die Gemeinde von sehr großem Nutzen seyn werden. Die Weberei nach Art der Eingebornen könne keinen Mann mehr nähren; werden dagegen die Weber besser unterrichtet und im Gebrauch besserer Webstühle geübt, so werden die Weber von ihrer Hände Arbeit leben können. Fürs Zweite hätte ich geäußert, ihre Kinder sollten weiser werden, als ihre Eltern und Voreltern. Dieß sey auch ihr Wunsch; sie erlauben sich eben deßwegen die dringende Bitte, man möge ihre Kinder in der canaresischen und englischen Sprache unterrichten, a) weil die Engländer nun einmal die Herren ihres Landes seyen, und b) weil in der englischen Sprache seit vielen Jahren Bücher gedruckt seyen, welche einen Schatz von Wahrheit und Erkenntniß enthalten; c) weil dieß die Sprache der Gelehrten und die christliche Sprache sey. Unsere Missionare hätten für die Heiden eine englische Schule errichtet, ich möchte nun auch für ihre Kinder sorgen. Fürs Dritte habe ich gefragt, ob sich auch die Erwerblosen ihren Unterhalt verschaffen könnten, wenn man ihnen unbebautes Land verschaffen würde. Darauf antworten sie: Ja, wenn man ihnen des Anbaues fähiges Land gebe. Gewiß werden sie dann gerne arbeiten und sich selbst durchbringen. Sodann möchten sie mich auf einen vierten Punkt aufmerksam machen. Einige von ihnen haben Kirchengüter gepachtet; der Pacht sey aber zu hoch, wenn sie keinen Palmwein ziehen sollen, ein Geschäft, vor welchem die Prediger sie beständig warnen. Wenn ich endlich sage, sie sollten ihre Kinder selbst erziehen lernen, so sey dieß auch ihr Wunsch; sie wünschten aber, daß nicht bloß die Knaben, sondern auch die Mädchen von den Eltern erzogen würden, außer wenn Eltern eben wirklich selbst nicht fähig seyen, ihre Kinder zu berathen. Am Schlusse der Eingabe sagen sie, sie hätten das, worin

ich ihre Ansichten schon kenne, nicht wieder berührt, sondern nur das, worüber sie sich klarer hätten auszusprechen gewünscht. Im Uebrigen bitten sie mich, nun ihre Wünsche freundlich anzuhören und nach meinem Gutdünken sie zu berathen.

Es war nun nothwendig, die Männer noch einmal zu versammeln, und es geschah dieß, wie bemerkt, am 12. November Abends. Die Unterredung war dieß Mal schon weit lebhafter und freier. Mehrere Gemeindeglieder betheiligten sich an derselben und sprachen sich offen und verständig aus. Ich bemerkte, die von der Gemeinde angeregten Punkte der Reihe nach beleuchtend, daß, wenn ich auch gerne glaube, die Lehrlinge und Arbeiter unserer Werkstätten werden allmählig sich mit mehr Eifer und Selbstverläugnung der Arbeit hingeben, ich denn doch nicht umhin könne, auf Zweierlei zu dringen, nämlich darauf, daß die Arbeiter länger (nicht bloß 6—7 Stunden des Tages) arbeiten, und daß die Eltern die Meister bei der Erziehung der Lehrjungen mehr unterstützen. Ein Sprecher meinte zwar, man könne in einem heißen Lande nicht arbeiten, wie in einem kalten, auch haben eben die Hindu's wegen ihrer geringern Kost weniger Kraft, als wir Europäer. Als ich ihnen aber an unserm Beispiel bewies, daß man auch in Indien mehr arbeiten könne, als sie gewohnt seyen, und darauf aufmerksam machte, daß sie durch einen besseren Verdienst auch in den Stand gesetzt werden, sich eine nährendere Kost zu verschaffen, willigten sie mit Freudigkeit in meine Forderungen, was gewiß ein in jeder Beziehung sehr wichtiger Fortschritt bleibt. In Betreff des Wunsches, daß der Gemeindejugend Gelegenheit gegeben werden möchte, Canaresisch und Englisch zu lernen, hätte ich am liebsten sogleich die erbetenen Zusicherungen ertheilt; denn war ich schon zuvor überzeugt, daß die Ausschließung des Canaresischen aus der Kirche und Schule ein Rückschritt wäre, den man nur aus einseitigen Rücksichten beantragen könne, so mußte ich das Gewicht der von den Gemeindegliedern für ihre Bitte vorgebrachten Gründe vollkommen anerkennen. Allein wie der Wunsch der

Gemeindeglieder erfüllt werden könne, dieß war sehr schwer zu sagen, wenn man die wenigen Christenknaben nicht unter die Masse von heidnischen Kindern hineinstecken wollte, welche die englische Schule besuchen. Ueberdieß war es ja doch nicht gerathen, alle Kinder ohne Unterschied Englisch lernen zu lassen. Ich mußte mich daher auf die Versicherung beschränken, daß ich die Bitte der Gemeinde weiter überlegen und dieselbe möglichst berücksichtigen werde. Ein delikater Punkt war die Bitte um Herabsetzung des Pachtes auf den Mangalurkirchengütern; nicht weil etwa Klagen gegen den Verwalter des Kirchengutes, Miss. Greiner, vorgebracht worden wären, oder weil die Leute hätten sagen wollen, man sollte den Pacht ihnen als Christen erlassen. Die Bemerkung, daß die Kirchengüter ja der Gemeinde, also ihnen und nicht uns, von Hrn. Anderson geschenkt worden seyen, und der Pachtzins zur Erbauung einer Kirche verwendet werden solle, hätte genügen müssen, jede solche Forderung zu beseitigen. Vielmehr ist es die Zartheit des Verhältnisses zwischen dem Missionar und seiner Gemeinde, was die Stellung desselben zu den Pächtern des Kirchengutes schwierig macht. Die Bitte der Pächter war daher eine Aufforderung für mich, außer Miss. Greiner einen Eingebornen und einen zweiten Missionar fürs Künftige mit der Verwaltung des Kirchengutes zu beauftragen. Noch schwieriger war die Frage wegen des Palmweinziehens. Gewiß haben die Missionare Recht gehabt, die Christen vor der Gefahr dieses Geschäftes zu warnen, weil Jeder seinen Wein selbst zu verkaufen sucht, und der Verkauf in den Häusern neuerdings doch von der Regierung verboten ist; auf der andern Seite ist es sehr schwer, armen Leuten, wie es je und je geschah, zu sagen: „Ihr müßt dieses Geschäft aufgeben," wenn man ihnen keinen andern Erwerbszweig nennen kann, den sie ergreifen könnten. Ich bat deßhalb nach der Versammlung die Missionare, die armen Gemeindeglieder nicht zu überfordern; dagegen ermahnte ich die Palmweinzieher, sich dem Gesetz gerne zu unterwerfen, wenn es auch pekuniären Nachtheil bringe, da es ja offenbar nur ein Damm gegen die

Sünde der Trunkenheit sey. Die letzte Bitte der Gemeinde in Betreff der Kindererziehung stimmte ganz mit den von der Committee mir gewordenen Aufträgen. Auch sie ist überzeugt, daß die Eltern, wenn immer möglich, ihre Kinder selbst erziehen sollten, wenn die Erziehung auch noch sehr unvollkommen seyn mag, die sie zu bieten im Stande sind.

Am Schlusse der Unterredung, die mir große Freude bereitet hatte, weil ich sah, mit wie viel Einsicht und mit wie viel Vertrauen zu den Missionaren die Männer sich ausgesprochen hatten, erinnerte ich die Versammelten daran, daß, obwohl auch die hier besprochenen Gegenstände von einer Gemeinde aus dem Volk wohl reiflich erwogen werden dürfen, weil sie auf das Gedeihen des innern Lebens großen Einfluß üben, es denn doch noch viel wichtigere Angelegenheiten gebe, die sie wohl im Auge behalten mögen. Zu dem HErrn Jesus seyen einst Viele des Brodes halber gekommen, haben Ihn aber verlassen, als Er sie aufgefordert, Speise zu wirken, die unvergänglich sey. Meine Hauptaufgabe sey, sie zu dem Heiland zu weisen. Zu Ihm haben die Missionare sie zu bekehren gesucht, nicht zu sich selbst. Es werde mich immer freuen, wenn sie unsern Rath begehren, wäre es auch in zeitlichen Angelegenheiten; aber auch mit diesen Anliegen weise ich sie zu dem HErrn. Er allein sey ihr Erlöser und Helfer.

Am folgenden Tage hielt ich Stationsconferenz mit sämmtlichen Mangalur-Missionaren. Ich las zum Anfang 1 Cor. 13, und sprach einige Worte darüber. Sodann faßte ich die von mir bisher gelegenheitlich gegebenen Weisungen zusammen, erläuterte das Verhältniß, in welchem die Gemeindebrüder-Conferenz zu der Balmattha-Lehrerconferenz und beide wieder zur Stationsconferenz stehen, und bat den Präses der Station, nun auf dem Grunde weiter zu bauen, den ich in den letzten Wochen gelegt habe. Sodann theilte ich die Entschließung des Industriebruders Bösinger mit, wobei ich unmöglich verschweigen konnte, was ihn zur Austritts-Erklärung zuletzt noch bestimmt hatte. Ich konnte mit Aufrichtigkeit des Herzens bezeugen, daß mir die Ueberzeu-

gung feststehe, die gegen Miss. Greiner vorgebrachten Beschuldigungen seyen in der Weise, wie sie ausgesprochen wurden, so wenig begründet, als die früher gegen Miss. Mögling erhobenen Beschwerden; vielmehr habe die Verstimmung Bösinger's theils in den großen Schwierigkeiten, mit welchen die Werkstätten zu kämpfen haben, theils in der Schwachheit des l. Bruders selbst ihren eigentlichen Grund. Auf der andern Seite war aber denn doch klar, daß man gegenüber von den jungen Handwerkern weder mit voller Uebereinstimmung gehandelt hatte, wie es wünschenswerth gewesen wäre, noch im außeramtlichen Verkehr mit der Vorsicht, Weisheit und Selbstbeherrschung sich benommen hatte, wie es die brüderliche Liebe und die Stellung der Handwerksbrüder erforderte. Es war deßhalb meine Pflicht, sämmtliche Glieder der Stationsconferenz im Namen des HErrn zu bitten, ihre kleinen Differenzen hinter die doch wirklich vorhandene Einheit in allen wesentlichen Dingen zurückzustellen. Ich erinnerte sie daran, daß sie Gnade von dem HErrn empfangen haben und in dem HErrn stehen; es sey also nicht, als wären sie nicht eins, vielmehr seyen sie ja doch eins im innersten Grunde ihres Wesens und Strebens; der HErr selbst sey ihr Einheitspunkt, so wahr Er in ihnen lebe. So mögen sie denn ihre persönlichen Antipathieen bei Seite legen und die Sache selbst stets im Auge behalten. Ferner ermahnte ich sie, im Reden vorsichtiger zu seyn, die brüderliche Vertraulichkeit nicht über die Grenzen, die auch sie habe, auszudehnen, und es nicht zu vergessen, daß sie nicht bloß als Privatleute einander gegenüberstehen, sondern auch amtliche Rücksichten haben, die ihnen nothwendig im täglichen Leben eine gewisse Selbstbeherrschung zur Pflicht machen. Endlich machte ich sie darauf aufmerksam, daß es immer Gefahr bringe, wenn ein Arbeiter, der im Dienste der Mission stehe, dem Gedanken Raum gebe, die Gesellschaft oder gar die Mission bedürfe seiner. Die Geschichte der Mission bezeuge es unüberhörbar klar, daß Missionare, Committeen und Gesellschaften von dem HErrn können auf die Seite gelegt werden, und die Mission den-

noch ihren Fortgang habe. Es gezieme uns deßhalb, in Demuth und Selbstverleugnung dem HErrn unser Leben zu weihen und darauf allein zu denken, daß wir allezeit in Ihm erfunden werden.

Die Missionare sprachen in einer mir zu großer Beruhigung gereichenden Weise ihre aufrichtige Betrübniß nicht bloß über den bisher so unbefriedigenden Gang der Angelegenheiten unserer Missionswerkstätten, sondern auch ihre Mitschuld an der Verstimmung, welche sich allmählig der beiden Industriebrüder bemächtigt hatte, aus. Freilich ist aber der amtliche Abschluß eines traurigen Zwischenactes in der Geschichte einer Station noch nicht die volle Bereinigung der Sache. Ich bin indessen überzeugt, daß Niemand unter uns war, der nicht auch ernstlich um Vergebung seines Antheils an der gemeinsamen Schuld gebeten hätte. Jedenfalls darf ich sagen, daß von jenem Tage an das Bestreben, in Liebe und Eintracht zusammenzuwirken, recht thatsächlich sich kund that. Ob die Nachwirkung dieser gerichtlichen Heimsuchung gründlich und tief genug ging, das wird die Zukunft lehren. Der HErr aber wird gewiß nicht ruhen, bis Er einen Jeden unter uns seiner Eigenheit entkleidet hat und wir gebeugt zu seinen Füßen liegen, um Ihm allein die Ehre zu geben.

Sofort wurde über die provisorische Ausfüllung der durch Bösinger's Austritt entstandenen Lücke berathen und Beschluß gefaßt; ferner der Antrag gestellt, daß den Hinduchristen theils ihre alten Familiennamen gelassen, theils, wo diese nicht ausreichen (das Tulu-Volk hat nämlich nur 18 Geschlechtsnamen) oder nicht zulässig wären, neue passende Namen, wie z. B. die Taufnamen der Väter als Geschlechtsnamen beigelegt werden möchten, und endlich ein Abgeordneter für die Districtsconferenz gewählt.

An dem gleichen Tage, dem 13. November, hielt ich endlich zum Beschluß meines ersten Aufenthalts in Mangalur die zweite Districtsconferenz, bei welcher dieß Mal nun nicht, wie bei der ersten Sitzung, sämmtliche Missionare der Provinz Canara, sondern nur die ordentlichen Mitglieder

der Conferenz, d. h. die Abgeordneten der Stationen des Districts, nämlich Miss. Greiner, Mögling und Ammann, betheiligt waren.

Wie schon oben bei der Besprechung mit dem Präses und Secretair der Generalconferenz über unsere Conferenz-Ordnung bemerkt wurde, handelte es sich darum, die Districtsconferenzen so zu organisiren, daß sie aus bloßen Berathungsorganen zu wirksamen Mittelgliedern der Localleitung unserer ostindischen Mission würden. Diese Umgestaltung der Districtsconferenzen mußte nun geschehen. Ich begann daher die Verhandlungen der Conferenz an jenem Tage mit der Erklärung, daß fortan die Districtsconferenz Canara nicht bloß mit der Berathung, sondern auch mit der Localleitung der Angelegenheiten der Canara-Mission betraut sey, und der Präses der Conferenz die Verantwortlichkeit für den Gang der Dinge auf den verschiedenen Stationen seines Districts zu übernehmen habe. Die näheren Bestimmungen über die Vollmachten und Verpflichtungen der Conferenz und ihres Präses mußte ich mir vorbehalten, später festzusetzen. Dagegen wurde dem Präses schon damals das Recht der Visitation und die Verpflichtung zur Berichterstattung zuerkannt, und seine Amtsdauer nicht, wie früher, auf die Zeit der Sitzungen der Conferenz, sondern auf 4 Jahre festgesetzt. Die Bestimmungen der Conferenz-Ordnung, so weit sie mit den soeben entwickelten Grundsätzen im Widerspruch standen, wurden für aufgehoben erklärt, die Conferenz zur Wahl eines verantwortlichen Präses aufgefordert. Ich hatte verschiedene Gründe dafür, den neuen Präses von den Mitgliedern der Conferenz wählen zu lassen, eben so entscheidende aber auf der andern Seite dafür, bei dem Wahlact selbst zu präsidiren und die Bestätigung des Gewählten mir vorzubehalten und von der Erfüllung gewisser Bedingungen abhängig zu machen. Die Conferenz schritt nun zur Wahl. Zwei Mal blieb die Abstimmung ohne Resultat, indem jedes der drei Mitglieder zwei Mal je eine Stimme erhielt. Bei der dritten Abstimmung kam endlich eine Mehrheit zu Stande; die älteren Brüder wählten den

jüngeren Bruder Ammann. Dieser wurde dann von mir aufgefordert, zu erklären, ob er die Anordnungen der Committee nicht bloß selbst zu befolgen, sondern auch gegenüber von jedem Missionar seines Districts durchzuführen gesonnen sey, die Beförderung des Missionswerkes in allen Theilen sich getreulich angelegen seyn lassen wolle, und der Committee über den Gang der Dinge in seinem Bezirk rückhaltslos Bericht zu erstatten sich verpflichte; und nachdem er die genannten Verpflichtungen förmlich übernommen, von mir in sein neues Amt eingesetzt.

Der zweite Gegenstand der Verhandlung war die Besetzung der seit dem Abgang Miss. Lehner's verlassen stehenden Station Honor. Als ich in Bombay ankam, lag die Bitte eines Hrn. Lascelles, Richters in Honor, vor, daß ich auf dem Wege nach Mangalur in Honor landen und eine Kirche sammt einem Katechistenhaus, welche er erbaut habe, als ein Geschenk an die Basler Missionsgesellschaft übernehmen, dagegen die Verfügung treffen möge, daß die Station durch einen unserer Missionare (es war namentlich Miss. Ammann in Mulki genannt) wieder besetzt werde. Ich lehnte die Einladung ab, um nichts Uebereiltes zu thun. Als ich aber nach Mangalur kam, trug der Präses und Secretair unserer Generalconferenz mit Beziehung auf die Wichtigkeit eines Verbindungsgliedes zwischen den Tulu- und Südmahratta-Stationen gleichfalls auf die Wiederbesetzung Honor's an. Wenige Tage nachher kam Hr. Lascelles expreß wegen dieser Sache von Honor herab, um mit mir zu reden. Ich machte denselben mit den Voraussetzungen und Bedingungen bekannt, unter welchen ich sein Anerbieten allein anzunehmen im Stande sey. Unter den Bedingungen war die hauptsächlichste die, daß Niemandem außer unserer Gesellschaft ein Recht auf die Kirche eingeräumt werde, und der englische Caplan, wenn ihm die Kirche zur Mitbenützung eingeräumt werden solle, den für solche Fälle von der Committee aufgestellten Normen sich zu unterwerfen habe. Die Hauptvoraussetzung aber war, daß ich im Lauf meiner Visitation von der Zweckmäßigkeit der

Wiederbesetzung Honor's mich überzeuge. Hr. Lascelles drang zwar Anfangs auf alsbaldige Entscheidung und Besetzung, weil er nach dem Cap der guten Hoffnung abgehen wollte, entschloß sich aber doch hernach, die schließliche Erklärung, die ich ihm nach Honor bringen wollte, abzuwarten. Deßhalb war es mir Bedürfniß, die Ansichten der Districtsconferenz über die vorliegende Frage zu vernehmen. Es war die Wahl, ob Honor oder Schimoga oder Sircy zuerst besetzt werden sollte, oder vielmehr, welcher von diesen drei Posten sich zu einer Station am besten eignen würde. Alle Missionare sprachen sich zu Gunsten Honor's aus, weil das Volk dort empfänglicher, das Klima gesünder sey, als in Schimoga, obwohl auch dieses, wie Sircy, der Committee zur Besetzung empfohlen wurde.

Weiter wurde die Lage der Palmweinzieher in Betracht gezogen. Ich ließ mir dieselbe näher aus einander setzen, weil sie für den neuen Ankömmling keineswegs leicht verständlich ist, und gab dann den Brüdern folgende Weisungen. Fürs Erste mögen sie sich hüten, im Eifer gegen das Palmweintrinken so weit zu gehen, daß sie das Palmweinziehen selbst für Sünde erklärten; sodann mögen sie sich an die Regierung wenden und es dahin zu bringen suchen, daß das Gesetz eine Abänderung erhielte, durch welche die armen Leute gegen die Plackereien der Accisepächter mehr sicher gestellt würden; fürs Dritte solle das Palmweinziehen auf allen Missions- und Kirchengütern untersagt, und der Pachtzins aus diesem Grunde um ein Angemessenes herabgesetzt werden; fürs Vierte solle versucht werden, ob nicht statt Wein Zucker aus dem Saft der Cocospalme gezogen werden könne.

Endlich wurde die Bitte der Mangalur-Gemeinde, es möge der Gemeindejugend Gelegenheit gegeben werden, Canaresisch und Englisch zu lernen, in Erwägung gezogen. Man war darin einig, daß das Canaresische neben dem Tulu in den Gemeindeschulen getrieben werden solle. Es wurde deßhalb denjenigen Missionaren, welche den Gemeindeschulen vorstehen, der Auftrag gegeben, dafür zu sorgen,

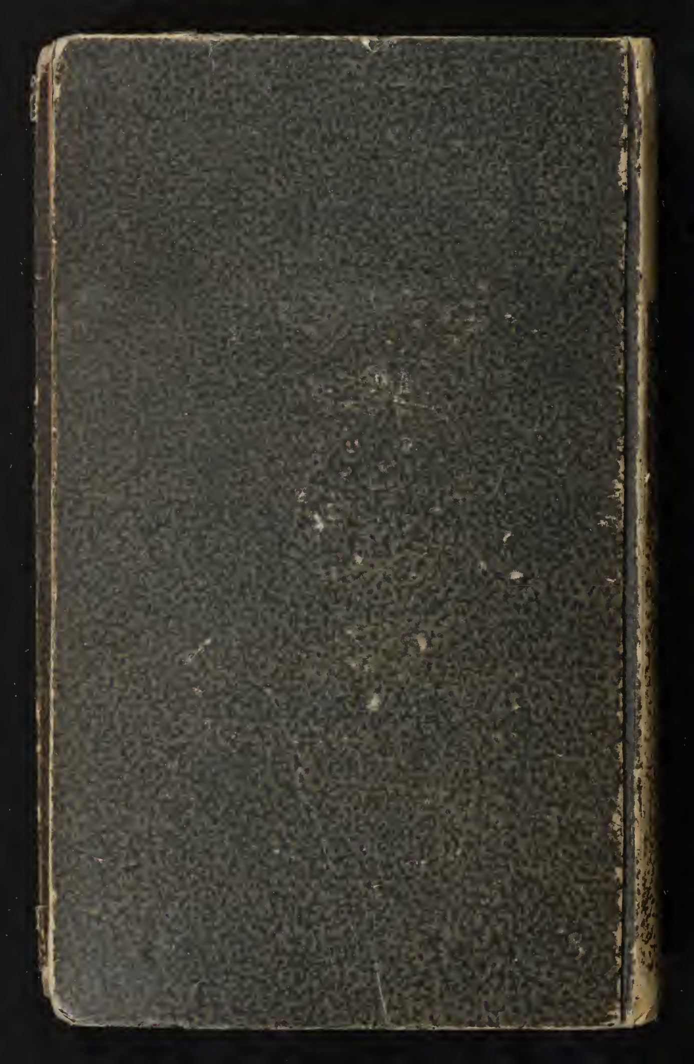
daß dieser Beschluß vollzogen werde. Da aber die Hauptschwierigkeit der Ausführung des Beschlusses darin bestand, die richtige Methode der Verbindung des Unterrichts in den beiden Dialekten zu finden, so wurde Miss. Hoch beauftragt, einen dieses Problem in faßlicher Weise lösenden Leitfaden des Unterrichts für die Schulmeister bis zu meiner Rückkehr nach Mangalur auszuarbeiten. In Beziehung auf das Englischlernen vereinigte man sich in dem Beschluß, daß die begabtesten Knaben der ältesten Classe der Gemeindeschule bei ihrem eigenen Lehrer täglich eine Stunde im Englischen Unterricht erhalten sollen; denjenigen aber, welche Hoffnung geben, weiter ausgebildet werden zu können, Erlaubniß zu ertheilen sey, die englische Schule zu besuchen, diesen Letztern jedoch dann noch besonderer Religionsunterricht in ihrer Muttersprache gegeben werden müsse.

Dieß waren meine Erlebnisse und Arbeiten während meines ersten Aufenthaltes in Mangalur. Die Darstellung derselben hat meinen Lesern die Schattenseiten unserer Mangalur-Mission, wie ihre Lichtseiten, enthüllt; denn ich habe mich nicht gescheut, die eine wie die andere mit voller Offenheit darzulegen, weil ich das Bewußtseyn in mir trage, daß ich es der Geschichte der Kirche schuldig bin, so viel an mir ist, die Wahrheit zu sagen. Wir sind Missionaren begegnet, die mit aller Kraft und Hingebung das ihnen vorgesteckte Ziel verfolgen; wir haben aber auch solche gefunden, welche immer noch viel mit sich selbst zu kämpfen haben und im Heidenlande es erst recht inne werden, daß der Soldat im Felde besser gerüstet seyn muß, als in den friedlichen Hütten der Heimath. Wir haben die Mission in der Wirklichkeit größer und schöner gefunden, als sie uns in den Berichten erschien, die uns in der Heimath zugekommen waren; aber trotz der Realität unserer Missionsbestrebungen, die uns in verkörperten Gestalten hier entgegentrat, schrumpfte doch das bereits Errungene gegenüber von der Massenhaftigkeit der Aufgaben, die uns im Heidenlande auf jedem Schritt entgegentreten, fast in Nichts zusammen. Vielleicht wendet sich Mancher, der gerne in christlichen Idealen

schwärmt, von dieser nüchternen Wirklichkeit hinweg; uns ist in der Anschauung dieser verachteten Wirklichkeit das volle Bewußtseyn davon, daß wir ein göttliches Werk treiben und der HErr in unserer Mitte sich lebendig beweist, erst recht aufgegangen. Darum sey Er denn auch gepriesen für das, was Er uns in Mangalur mit unseren eigenen Augen sehen und erleben ließ!

(Fortsetzung folgt.)

93, 96 f, 98
107 111, 134



die Melodie: „Ein' feste Burg ist unser Gott." Die Katechistenschüler sangen in der Morgenandacht dieses Lied Luther's, des theuern Gottesmannes, canaresisch. Mir klangen die Töne des Liedes diesmal wie Posaunentöne aus dem himmlischen Heiligthum tief in der Seele nach. Fröhlich erhob ich mich von meinem Lager und trat in die Verandah heraus, um der neuen Welt, die mich umgab, zum ersten Mal beim Tageslicht ins Auge zu schauen. Außen war Alles schon lebendig; unwillkührlich aber sucht hier oben auf Balmattha, wenn man in die vordere Verandah heraus tritt oder auf dem freien Platz vor dem Anstaltsgebäude umherwandelt, der Blick des neuen Ankömmlings das Weite. Da zur Rechten, durch einen sanft abfallenden, wohl beschatteten, nischenreichen Thaleinschnitt von uns getrennt, zieht sich ein langgestreckter Hügel hin, derselbe, der uns, weil er um einige Fuß höher als der Balmattha-Hügel ist, gestern draußen auf der See dieses liebe Ziel unserer Missionsfahrt verdeckt hatte. Jetzt präsentirt er uns nun seine hintere Seite; auf seinem Rücken aber erblicken wir wieder den Leuchtthurm und die Wohnungen der beiden Collectoren, die uns Tags zuvor die ersten Grüße von Mangalur zugewinkt hatten. Links im Süden blickt der Netrawaty, der eine der beiden Mangalur-Ströme, als ein bisweilen unterbrochener, bald längerer, bald kürzerer Silberstreifen hinter dem grünen Hügelzug hervor, der parallel mit der Balmattha und der schon genannten dritten Höhe gegen Norden, aber niedriger als diese beiden, hier bei der Stadt Mangalur zum Meere ausläuft. Gerade vor uns zu unseren Füßen liegt, wie man uns sagt, die Stadt, vom Netrawaty bis zur Spitze des rechts von uns vorspringenden Höhenzugs, ja in weitem Bogen um diesen selbst sich herumziehend. Aber außer einigen dem Balmattha-Gehöfte zunächst gelegenen Wohnungen der Eingebornen, der Spitze des Thurms der anglicanischen Kirche und dem Dach des Reisebangalow's drunten bei jenem freien Platz, der den Namen der Esplanade trägt, werden wir hier auf unserm Standpunkt nichts von der beträchtlichen Stadt gewahr,